



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Jacob von Molay.

Zweiter Theil:

Herr und Knecht.

Neuigkeiten 1838.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und
Leihbibliotheken Deutschlands zu haben:

Dr. Theodor Mundt

Spaziergänge und Weltfahrten.

1. Band. 8. eleg. geh. 2 Rthlr.

Dies eben erschienene Werk des genialen Herrn Dr. Theo-
dor Mundt können wir mit Recht als die interessanteste Er-
scheinung der neuesten Zeit allen Lesern empfehlen.

Seraphine, die Krauthändlerin des Chatelet

von

Vicomte d'Arlicourt.

A. d. Franz. von

Julius Schoppe.

2 Bände. 1838. eleg. geh. 2½ Rthlr.

Das rothe Haus.

Roman von E. Souvestre,

deutsch von

Julius Schoppe.

2 Bände. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 8 gr.

Jacob von Molay
Der letzte Tempeler.

Historischer Roman

von

F. Th. Wangerheim.

In drei Theilen.

Zweiter Theil:

Herr und Knecht.

Altona,
Verlag von Joh. Fr. Hammerich.
1838.

Erstes Kapitel.

Mit genauer Noth hatte der sechsundzwanzigste Großmeister der Tempelherren, der Vorgänger des Jakob von Molay, Monachus Gaudini, bei dem gänzlichen Verlust des gelobten Landes, die Reliquien und einen Theil des Schazes nach Cypren gerettet. Moloch Sapherat, Sultan von Egypten, war es, der dem unerforschlichen Willen des Himmels zum Werkzeug diente; die letzte Stadt, welche die Christen im Orient inne hatten, das feste Akkon belagerte er im Jahre 1291 ganzer zwei Monate, eroberte, zerstörte und verwüstete es. Dreißigtausend Christen hauchten unter den Schwertern der Sarazenen aus. Akkon hatte sich wacker vertheidigt; seine besten Mannen waren die Tempelherren unter ihrem Großmeister Wilhelm

von Beaujeu, welcher jedoch sogleich bei dem Beginn des Sturmes auf das St. Anton's-Thor den Tod empfing. Nur zehn Tempelherren entrannen dem Tode, indem sie mit den Reliquien und einem Theil des Schazes zu Schiffe flüchteten.

In Europa war man über den schrecklichen Ausgang dieses Kreuzzuges sehr betreten; es wurde hin und her erwogen; aber es kam nichts Erhebliches zu Stande; nur Bonifaz VIII. empfahl im Jahre 1298 den Großmeister Jakob von Molay und den Orden selbst dem Könige Johann von Cypren mit allem Nachdruck, dessen ein Papst sich bedienen durfte. Jakob von Molay ordnete zu Nemofia in Cypren Alles mit der weisesten Umsicht, so daß er nach langem Feiern endlich mit dem Beherrscher von Tyrus, Umarich, ein Bündniß schloß, in Syrien einfiel und Tortosa eroberte. Doch lange konnte er diese Eroberung nicht behaupten; der Sultan von Cairo vertrieb ihn; doch brachte der Großmeister große Schätze von diesem Kriegszuge zurück.

Um bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit wohlgerüstet den Feind wieder anfallen zu können, hielt sich der Großmeister in Nemofia still, setzte

vorsichtig Stadt und Hafen in den besten Vertheidigungsstand, rüstete die Seemacht des Ordens aus, und waltete überhaupt, als wenn er im Mutterhause des Ordens, in Jerusalem säße. Nemofia war jetzt der Hauptsitz der Tempelherren; von hier reichte des Großmeisters Befehl bis in den höchsten Norden Europa's, welch' Wunder daher, daß hier sich die Schätze aus allen Landen häuften? Aus den Provinzen des Ordens im Norden kamen zwar ungünstige Berichte; doch konnte der Großmeister nicht augenblicklich die Verlegenheiten derselben beseitigen, da er, ein wackerer Streiter für das Kreuz, bald genug den Sultan wieder ansah und an jedem Tage neue Lorbeeren erndtete. —

Auch als Staatsmann mußte Jakob von Molay nicht mindern Werth haben, denn als Heerführer. Elf Provinzen beherrschte der Großmeister: Jerusalem mit dreizehn großen Besitzungen, Chateau Pellerin, Burg Saphet, das Tempelhaus zu Akra, die Bergfestung Doek zwischen Jericho und Bethel, Faba ohnweit Tyrus, einige kleinere Bergfestungen bei Akra, fünf an der Zahl, das Haus zu Gaza, die Burg beim Jakobspass jenseits des Jor-

dan, das Haus zu Jaffa, die Burg Affur, Gerinum parvum und endlich die Burg Beaufort. — Von dieser Provinz besaß freilich der Orden nichts mehr; jedoch mußte in so fern auf sie Rücksicht genommen werden, da stets nach deren Wiederhabhaftwerden gestrebt wurde; — die Provinz Tripolis mit der wichtigen Festung Castel Benno und den Häusern zu Tripolis, Tortosa, Laodicea, Sidon, Tyrus und Berytus. Auch zwei Festungen in der Nähe von Sidon gehörten zu dieser Provinz, welche ebenfalls dem Orden jetzt verloren gegangen; — die Provinz Antiochien, in welcher der Orden so viel Güter hatte, daß sie zwanzigtausend Byzantinen werth waren. Auch diese Provinz ging mit den beiden ersteren verloren und Cypern, obgleich die Tempelherren dort ihr Mutterhaus aufgebaut, hatte man noch nicht mit dem Namen Provinz belegt. Sie besaßen in Cypern Nemosia, Nicosia, Gastira und die unüberwindliche Burg Colossa. — Im Abendlande waren die Provinzen: Portugal mit vier Besitzungen; Castilien und Leon, von denen Castilien allein vierundzwanzig Balleien zählte. Von diesen vierundzwanzig Balleien waren eben so viele kleinere

Häuser abhängig. — Die Provinz Arragonien bestand hauptsächlich aus Festungen und zu ihr gehörte noch die große Tempelcommende von Majorca, in der Hauptstadt Palma. — Die Provinz Frankreich und Anvergne, mit Inbegriff von Flandern und den Niederlanden; die größte, mächtigste und reichste Provinz. — Die Provinzen Normandie, Poitou und Provence. Die Hauptsitze dieser letzten vier Provinzen waren: für Frankreich der Tempel in Paris, für die Normandie la Ville Dieu en la Montagne, für Poitou oder Aquitanien das Tempelhaus zu Poitiers, und für die Provence das Tempelhaus zu Montpellier. — Die Provinz England, welche allein zehn Balleien zählte und in welcher alle Tempelherren in England, Schottland und Irland unter einen Großpræceptor von England standen. Wie bedeutend diese einzige Provinz gewesen sein müsse, erhellt aus dem Umstande, daß diese zehn Balleien siebenzehn Präcepturen zählten. — Die Provinz Deutschland, mit ihren acht Großprioreien. — Die Provinz Ober- und Mittel-Italien, welche so bedeutend war, daß ein Provinzialmeister, Namens Montecuccho, über alle Besitzungen und Häuser

des Ordens in der Lombardei, Toscana, dem Patrimonio Petri, Rom, Spoleto, der Mark Ancona, Campanien und Sardinien gebot. — Die Provinz Apulien und Sicilien.

Wie ungeheuer der Werth des Tempelherren-Besizes war erhellet schon aus dem Umstande, daß jede Commende mehrere Häuser und Ländereien unter sich hatte. Wenn auch nicht alle Priorate so reichhaltig waren, als das Priorat St. Gilles in der Provence, welches allein vierundfünfzig Commenden enthielt; so ist doch ein Schluß, daß der Orden trotz irgend einem gebietenden Herrn Besizthum hatte, mit Recht zu ziehen. Die Anzahl der Commenden im Abendlande beläuft sich auf neuntausend! Ueberdies hatte der Orden in jeder Provinz Kirchen, Capellen, Zehnten, Bauernhöfe, Dörfer, Meiereien, Mühlen, Hölzungen, Grasungen, Fischereien, Wildbahn, wie auch das Recht, Jahrmärkte an mehreren Orten zu halten.

Konnte sich wohl ein Kaiser selbst, mit all seinen Ländern, seinen Schätzen, dem Großmeister eines solchen Ordens gleich stellen? Und Jakob von Molay war zu dieser höchsten Würde, zu dieser Macht, diesem Reichthum gelangt. Sein Geist

mußte durch alle christlichen Staaten walten; nicht allein mußte er der vorzüglichste Krieger sein, sondern auch der tüchtigste Staatsmann. Auf alle Welthandel übte er einen großen Einfluß aus, und wie wohl überlegt er stets handeln mußte, das brachte schon der Umstand mit sich, daß er ohne Beistimmung seines Convents nichts Großes unternehmen durfte. Nur der Pabst war über ihm, und dennoch mußte er seinen Mitbrüdern, die ihn zur höchsten Würde berufen, Gehorsam schwören. Es ist leicht, ein unumschränkter Gebieter zu sein; aber schwer ist es, die Herrenwürde unter den Verhältnissen eines Ordensmeisters der Tempelherren zu behaupten.

Das Regiment in einer so weitverbreiteten, gliederreichen Körperschaft zu handhaben, machte auch andere Männer von hohen Würden nothwendig. Die Ordnung mußte Alles bestehen machen und so waren denn auch Stellvertreter des Meisters. War sein Platz durch den Tod erledigt, so vertrat der Großprior seine Stelle, bis die Wahl eines neuen Meisters Statt gefunden; dann aber hörte selbst der Name eines Großpriors auf. War der Meister nicht zugegen, so vertrat der Seneschal

seine Stelle; dieser mußte daher um alle Angelegenheiten des Ordens wissen. Das Heer selbst führte der Marschall an, wenn es zur Schlacht ging. Das Ordensspanier hatte er, Rüstungen und Ställe standen unter seiner Aufsicht. Er ernannte einen Untermarschall und einen Pannerer. Bei einem so kriegerischen Orden war der Marschall einer der wichtigsten Männer und wenn der Meister im Königreiche Jerusalem verstarb, so vertrat er bis zur Wahl eines Großpriors seine Stelle. Durch des Schatzmeisters Hände gingen alle Einnahmen und Ausgaben des Ordens; er mußte stets bereit sein, dem Meister und den ältesten Brüdern Rechenschaft zu geben. Mit ihm stand der Drapier der Kleiderkammer vor. Dieser sorgte für die Kleidung der Ritter und Brüder, für ihre Rüstungen und war im Kriege dem Marschall Gehorsam schuldig. Der Turkopolier war Befehlshaber und Anführer der leichten Reiterei. Der Turkopolier war jedoch einem Ritter-Komthur, sobald dieser zehn Ritter bei sich hatte untergeordnet. Zu den höheren Ordensobern gehörten auch noch der Komthur der Stadt Jerusalem, dessen Hauptgeschäft darin bestand, mit zehn Rittern die nach dem

Jordan wallfahrenden Pilger zu beschützen und dann die Generalvisitatoren, welche das Generalkapitel in alle Provinzen aussandte, um Dinge zu ordnen, welche sonst nur der Meister ordnen konnte.

Alle Provinzen, Balleien, Priorate, Commenden und Häuser waren nach dieser Ordnung im verjüngten Maaßstabe verwaltet und jede Vernachlässigung der Amtspflicht wie des Gehorsams wurde gesetzlich bestraft, vorsätzliches Uebertreten der Gesetze oder des Gehorsams zog die strengsten Strafen nach sich, welche sich von einer leichten Pönitenz bis zur Ausstoßung aus dem Orden, ja sogar ewiges Gefängniß erstreckte *).

*) Ich fand für nöthig, den Leser zuvörderst mit einigen der wichtigsten Statuten des Ordens bekannt zu machen, indem ich sonst gar zu vieler Citate bedurft hätte und so mein Werk bis zum Ueberdruß gedehnt haben würde. Münster war darin mein Leitfaden. D. W.

Zweites Kapitel.

Ein collosales Gebäude, im edelsten Styl erbauet, ragte über alle anderen Häuser der Stadt Nemofia empor. Der weiße Stein, aus welchem es ausgeführt war, hatte sich dem Meißel des Künstlers willig gefügt und es möglich gemacht, daß auch in den kleinsten Theilen der Künstler der Form getreu bleiben konnte, welche er bei der ersten geistigen Auffassung seiner Schöpfung im Auge hatte. Das Hauptgebäude, ein ungeheurer Würfel, umgab ein weiter Hof, welchen wieder vier andere Häuser einschlossen; diese verband eine Mauer von solcher Höhe, daß es Niemandem vergönnt war, einen Blick in den Hof zu werfen. Nach vier Seiten hin führten Thore hinaus, deren Flügel so stark, daß alle Kraft daran scheiterte, wenn

man sie etwa mit Gewalt hätte öffnen wollen. Das Thor nach Norden zu war jedoch stets geöffnet; denn es führte in einen zweiten, kleineren Hof, eine rundgebaute Mauer machte ihn zur Rotunde, in deren Mittelpunkt sich eine Kirche erhob. Die beiden Thore nach Westen und nach Osten führten ebenfalls in zwei solche Rotunden; doch hatten diese ein kriegerisches Ansehen, denn kleine Thürme unterbrachen die runde Mauer und auf jedem Thurm erblickte man einen wachhaltenden Menschen. Nur das Thor nach Süden hin führte in keinen Hofraum; sondern bergab ging es da, in die Straßen der Stadt. Aber dieses Thor war um so stärker befestigt, und auf demselben, auf seiner Brüstung oben, waren kriegerüstete Männer zu sehen.

Die innere Einrichtung dieses Gebäudes war ganz eigner Art. Sechs einfache, ionische Säulen trugen ein stumpfwinkliches Dreieck, in dessen Mittelpunkt ein Auge angebracht war, dessen Strahlen sich nach allen Seiten hin ergossen. Sieben Stufen führten durch dieses Portal auf die Flur des Hauses, der, lang und breit, an seinem untern Ende eine große Thür von braunem

Holze zeigte, einfach zwar, ohne alle Zier, doch geheimnißvoll, da weder Schloß noch Riegel zu sehen. Von der Flur des Hauses führten Treppen und Gänge durch alle Theile desselben; zur Rechten eine Stiege zu den prächtigsten Gemächern. Diese Pracht bestand aber nicht aus vergoldeten Zierrathen; denn alles, was die Bequemlichkeit eines Menschen erheischen konnte, war in edler Einfalt zu schauen. Großartig aber und schweigsam trat dem Beschauer hier alles entgegen, kriegerisches Rüstzeug und die Symbole des Christenglaubens vermählten sich zum glanzlosen Schmuck dieser Hallen und sie führten den vielversprechenden Namen Palast; denn der Meister bewohnte sie, der Meister des kriegerischen Ordens der Tempelherren.

Anderer Theile des Gebäudes waren den hohen Ordensbeamten eingeräumt und den Brüdern welche Ritter waren. Aus den edelsten Geschlechtern entsprossen, so manchen Ritters Wiege umstanden schon Glanz und Pracht, begnügten sie sich hier mit dem, was ihnen der Orden um Gotteswillen gab; all' ihr Thun, ihr Treiben war streng nach der strengen Ordensregel gemessen, das

heißt, stets vollkommener zu werden in der Führung der Waffen für den christlichen Glauben, stets würdiger zu sein, durch Entfagung und beschauendes Leben, als Kämpfer für Christi Lehre.

Die Gebäude, welche den ersten Hof einschlossen, verriethen die weiseste Ordnung; denn hier war ein Marstall, den die kräftigsten Streitrosse füllten, sie gehörten den Rittern zu und mußten so stark sein, daß sie selbst geharnischt, den schwer geharnischten Mann tragen konnten; ausdauern im langen, harten Streite. Ein anderes Gebäude füllten wieder leichte, schnellfüßige Pferde, für die Türkpolen bestimmt, die leichte Reiterei. In einem dritten Hause regte es sich geräuschvoll; es hämmerte auf dem Ambos, und das Knirschen der Feile beleidigte das Ohr. In diesem Hause waren die Werkstätten der Brüder-Handwerker; alles nöthige an Waffen und Kleidungsstücken des Ordens wurde da verfertigt. Diese untergeordneten Brüder erhielten keinen andern Lohn, als was ihnen der Orden um Gotteswillen spendete. Das vierte Haus war das eigentliche Arsenal, die Rüstkammer des Ordens.

Unter allen Brüder-Handwerkern zeichnete man

in dem dritten Hause den Waffenschmied aus; nicht allein die Kunst selbst erhob den Mann, welcher ihr angehörte über diejenigen, welche anderes nützlichcs Gewerbe trieben; sondern auch der ganze Zweck eines kriegerischen Ordens mußte denjenigen, welcher die Waffen verfertigte, auszeichnen. Auch war die Werkstatt des Waffenschmiedes die größte unter allen; der Gesellen gab es viele und auch Einer stand ihnen als Meister vor. Bei den fortwährenden Kämpfen der Ritter vom Tempel, war stets Abgang an Waffen, denn in der christlichen Welt verstand man die Kunst nicht, gleich den Sarazenen, den Stahl zu härten; manche gute Klinge flog unter dem sichelförmigen, zweischneidigen Messer der Sarazenen in Stücke.

Wie lebhaft, durch vieles Geschwäg, es auch sonst gewöhnlich in den Werkstätten herzugehen pflegt, hier hörte man kein überflüssig Wort; nur der Arm rührte sich, die Hand, und zuweilen nur der Mund des Meisters. Die Esse sprühete unaufhörlich, unter des Hammers gewichtigem Schläge schmiegte sich der spröde Stahl und keine Hand feierte, sondern sie schaffte nach ihrer Kraft. Hier sah man keine verkrüppelte Gestalten, gesund und

kräftig mußte jeder sein, der dem Orden angehören wollte.

Der Meister hatte eben ein schönes Stück Eisen in der Esse, da läutete es zur None, jeder Arm ruhete plötzlich, die Gesellen blickten auf den Meister; der aber sprach: gehet Ihr nur hin zum Gebet; ich bleibe; denn die Regel lautet: so Einer die Hände im Teig habe, oder das Eisen im Feuer, braucht er nicht zum Gebet zu kommen; er soll es aber für sich im Stillen sprechen. Darauf gingen die Gesellen von dannen, säuberten sich, daß sie auch ehrsam vor Gott erscheinen könnten, und eilten zur Kirche.

Es war still geworden in der Werkstatt, nur der Meister schmiedete mit kunsterfahrener Hand und dachte so für sich; mit Gottes und der heiligen Jungfrau Hülfe, will ich ein Schwert zu Tage fördern, welches keinem Sarazenenstahl nachstehen soll. Der Meister selbst soll es führen, kein Ritter soll jemals solchen Stahl erprobt haben. Und der Meister schmiedete gar emsig bis die Gesellen wieder kamen von der None; sie führten noch Einen mit sich und sprachen:

„Lieber Bruder Meister, wir bringen Euch hier einen neuen Bruder.“

Der Meister reichte dem Ankömmling die Hand, bewillkommte ihn brüderlich und fragte, aus welcher Stadt Frankreichs er käme.

„Ich komme von Paris“ — war die Antwort, — „doch habe ich da nicht gearbeitet; meine Werkstatt war bei Meister Florian in Beziers.“

„Den kenne ich!“ — rief der Meister freudig, — „wir haben die Lehrjahre mit einander durchgemacht. — Doch an die Arbeit lieben Brüder!“ — befahl er den Gesellen. — „Thut Eure Pflicht und Schuldigkeit um Gotteswillen!“

Und gehorsam dem Worte des Meisters, wandten sich die Gesellen von dem neuen Bruder, dessen Worten sie wohl gerne lauschen mochten, und thaten ihre Pflicht und Schuldigkeit um Gotteswillen.

Der Meister aber prüfte den neuen Ankömmling, fragte ihn, wie weit er es gebracht habe in der Kunst. Balthasar aber erröthete und sprach:

„Lieber Bruder Meister, lasset mich eine Probe ablegen in der That; denn lobte ich mich, so stände es mir schlecht an, Ihr dürftet mich darum verachten.“

„Recht, recht so, lieber Bruder;“ — belobte ihn der Meister — „das Werk muß sprechen, nicht der Mund. Sieh, lieber Bruder, ich habe hier ein schweres Stück Arbeit; ein Schwert denke ich zu schaffen mit Gotteshülfe und der heiligen Jungfrau, welches keinem Sarazenenstahl nachstehen soll; hart muß er sein und nicht spröde; es ist ein schweres Stück — was denkst Du lieber Bruder?“

Da leuchtete es auf in Balthasers Augen und er sprach zum Meister schnell beredeten Mundes:

„Wenn Ihr es vergönnen wollt, lieber Bruder Meister, so erzähle ich Euch, was mir einmal Meister Florian vertrauet. Ihm wurde es vor langen Jahren, ich weiß nicht wo, von einem Normann erzählt, jedoch ist es nicht ganz ohne.“

„Ich bin begierig; sprich lieber Bruder.“

„Als nur noch blinde Heiden auf Erden hauseten, als man das Kreuz noch nicht kannte, da herrschte hoch im Norden ein mächtiger König. Der König hatte ein Töchterlein, schöner als der schöne Tag und das Ziel der Wünsche von des Königs Degen. Zwei von ihnen, seine besten Kämpen, warben zugleich um der Tochter Hand, des Einen Helm und Rüstung war undurchdringlich, und des

Udern Schwert nicht zu brechen; denn beide waren sie Meister in der Kunst der Waffenschmiede. Der König ward verlegen; er konnte dem Einen nicht den Vorzug vor dem Andern geben, und sprach nach langem Sinnen: Ihr wackern Degen! Daß ihr um mein Töchterlein zugleich werbet, das freuet mich um meines Töchterleins willen; es schmerzt mich aber um Einen von Euch, denn beide seid Ihr Eurem Könige lieb und werth. Drum will ich Euch prüfen. Der Waffenschmiedekunst obliegt Ihr, der Edelsten die es giebt. Schaffet daher das Unübertrefflichste in dieser Kunst; Du einen Helm und Harnisch und Du ein Schwert; wer das Beste zu Tage fördert, dem soll mein Töchterlein zu Weibe werden.

Die beiden Degen verließen den König und thaten wie er geheischet. Der schmiedete Helm und Harnisch, Jener ein Schwert. Glühend wie der Funke vom Eisen sprüht, glühete das kunstvoll gearbeitete Schwert. Der Meister aber sprach zum Schwerte: nicht schön allein will ich dich, sondern auch gut. Er ließ einen Sack mit Wolle gefüllt in den Fluß werfen, welcher sanft seine Wasser trieb; er stellte sich mit dem Schwerte in die Mitte

des Flusses und harrte des Sackes mit Wolle. Langsam kam dieser daher geschwommen. Des Schwertes Schneide hielt er vor die Wolle, nur zwei Zoll aber, und nicht weiter drang es hinein. Das wurmte ihn, er sann auf Mittel, ein besseres Schwert zu machen.

In seiner Werkstatt zermalmte er den Stahl bis er Staub geworden, seine Knechte mußten ihm eine Unzahl Vögel fangen, deren Futter er mit diesem Staube vermischte. Als nun die Käfige gereinigt waren, behandelte der Meister den Dünger wie rohes Erz, gewann das reine Metall und schmiedete aus demselben wieder ein künstliches Schwert. Auch prüfte er es gleich wie das erste Mal und siehe da, das Schwert durchschnitt die Wolle.

Der bestimmte Tag erschien; der König versammelte seine Großen und seine besten Degen fanden sich ein; der Eine mit seinem Schwert, der Andere mit Helm und Panzer. Keines Menschen Auge konnte auf diesem Helm haften; gleich einer Sonne blendete er; er zierte des Meisters Haupt, der ruhig und selbstbewußt unweit von dem Könige saß. Die Prüfung sollte beginnen, der König gebot, mit dem Schwerte einen Streich auf den Helm

zu führen; aber der Meister trat heran, zog das Schwert und legte seine Schneide auf den Helm des Nebenbuhlers. Darauf fragte er ihn: wie ist Dir? — Mir ist, als wenn mir ein Tropfen Wasser durch den Körper gegangen wär. — So schüttle Dich einmal! — Der Nebenbuhler schüttelte sich und siehe da, in zwei gleichen Hälften fiel sein Körper auseinander; das Schwert hatte ihn durchschnitten.“

Balthasar schwieg; der Bruder Meister schüttelte sinnend den Kopf und nach einer Weile sprach er darauf: „Es ist zwar eine Mähr, doch sie enthält tiefen Sinn und gute Lehre. Du gefällst mir und denke ich, Du wirst dem Orden Ehre bringen. Geh an die Arbeit; wenn wir die Complete gehört und zu Bette gehen, dann bleibt wohl noch ein wenig Zeit zum lehrreichen Gespräch übrig.“

Der Gesell that, wie ihm befohlen worden, und kaum regten sich seine Arme zur Arbeit, so trat ein Ritter herein, dessen kühnblickendes Auge, dessen Heldengestalt einen Mann verrieth, der gern in der Werkstatt eines Waffenschmiedes weilte, da sie ihm das Nöthige zum Waffenh Handwerk lieferte. Man erzeugte ihm hier die Ehrfurcht, welche einem

Superior des Ordens gebührte, und nachdem er freundlich gedankt, wandte er sich an den Meister:

„Spute Dich, Bruder, damit ich mein Schwert bald habe, und mir auch Zeit bleibt, es zu versuchen. Treulos darf es nicht wieder sein; denn wenig fehlte, daß ich erschlagen worden.“

„Es war nicht von meiner Arbeit, edler Herr; für die Güte meiner Schwerter büрге ich mit Leib und Leben!“

„Das kannst Du nicht. Wer so wie ich beinahe jeden Tag sich mit den heidnischen Hunden versucht, der lernt das Ding schon besser kennen. Der Satan selbst muß in seiner höllischen Esse ihren Stahl härten; denn unbegreiflich ist es, wie mein gutes Schwert in Stücke flog. — Wie manchem Sarazenen hat es darnieder geschlagen, und jetzt —“

„Ja, ein treues, lang geprüftes Schwert einzubüßen, das geht Einem an das Herz.“

„Wahr! Das habe ich empfunden; es war, als wenn ein Theil von mir selbst von mir gewichen. Sag mir doch, ist dieses Schwert, welches Du eben schmiedest, für irgend einen Bruder bestimmt.“

„Das nicht, edler Herr; doch wollte ich es dem Meister, unserm Herrn —“

„Das ist wacker; doch mir mußt Du ebenfalls ein Schwert schaffen, welches Deiner Kunst Ehre und dem Orden Ruhm bringt.“

„Mit Gottes Hülfe werde ich es zu Tage fördern. Wenn Ihr wieder das Panier in Gottes Namen erhebet, dann blize es zum ersten Male dem Feinde entgegen.“

„Du versprichst zu viel; denn wisse, der Meister rüstet in Minove schon wieder Alles zu einem neuen Zuge. Die Galeeren liegen bereit und ehe Du es denkst, wird der Herold rufen.“

In diesem Augenblick meldete man dem Marschall, vor dem Thor hielte ein Tempelritter, dessen Gefolge auf hohen Stand schließen lasse. Eiligst entfernte sich der Marschall, um den Ankommenden selbst zu empfangen.

„Ein böses Omen“ — murmelte der Meister in den Bart. — „Das Schwert gebrochen in der Hand des Vorkämpfers! Ja, ja, der Zorn des Himmels offenbart sich auf mannigfache Art und eine

Züchtigung verdient so Mancher unter den Rittern. Bin nun schier zwanzig Jahre aufgenommen; aber wie es jetzt hergeht — na, das Beste ist, man denkt das Uebrige.“

Der Meister hämmerte frisch drauf. Er schien zornig.

Drittes Kapitel.

So still es noch vor wenigen Stunden hier gewesen, so lebhaft ging es jetzt her. Ritter und Knappen drängten sich im Thor, denn der Großmeister selbst war angelangt, mit ihm die Großprioren und höchsten Ordensbeamten — zum Kapitel versammelte er Alles, was auf dieser Insel dem Orden angehörte. Der Rhein- und Wildgraf Hugo, der Großkomthur aus Deutschland hatte den Großmeister schon in Minove gesprochen; er war es, den der Marschall empfangen.

Die Mitternacht öffnete die geheimnißvolle Thür am untern Ende der Flur. Zwei Brüder, angehan mit vollständiger Tempelherrentracht, der schönste von ihnen zwei weißen Mänteln umgab sie und das rothe Kreuz glänzte darauf, standen

gleich Wachen zur Rechten und Linken in der Thür. Eine weite, hohe Halle dehnte sich hinter ihnen aus, nur noch matt erleuchtet; denn die Brüder mußten sich erst versammeln, ehe die Lichte auf den aus Metall gegossenen großen Armleuchtern angezündet werden durften. Im ganzen Hause regte es sich so geheim, als wenn in unterirdischen Schächten die dumpfen Schläge der Art, das Pochen des Hammers tönt. Jetzt aber läutete es plötzlich, und aus allen Gängen, über die Treppen herab, naheten die Brüder in gleiche Tracht gekleidet. Ernst schritten sie und schweigend durch die Thür zum Kapitel. Die großen Leuchter verbreiteten plötzlich helles Licht in der weiten Halle.

Welch' ein Anblick! Ehrfurcht einflößend und schön! Obenan, unter einem Thronhimmel von weißem Seidenstoff, saß ein ehrwürdiger, betagter Ritter. Die hohe Stirn konnte das volle, nach beiden Seiten hin glattgeordnete Haar nicht verbergen. Doch unter dieser Stirn blickte es kühn und doch schwärmerisch aus den großen, dunkeln Augen; es lag ein Ausdruck in denselben, der nur dann erst verstanden werden konnte, wenn man wußte, daß dieser Mann Jakob von Molay war,

der Großmeister des berühmtesten kriegerischen Ordens in der Christenheit, die mächtigste Verbrüderung, die Schutzmauer des Kreuzes und der Schrecken des Halbmondes. Voll und aufmerksam geordnet umgab das ehrwürdige Antlitz ein dunkler Bart; doch der Mund war frei, die aufgeworfene Oberlippe sprach das Selbstbewußtsein des Ritters aus, des fürstlichen Vorstehers des Ordens vom Tempel. Seine beiden Arme ruheten auf den Lehnen des Sitzes und das Auge erging sich wohlgefällig über die, in drei Reihen zu beiden Seiten und auch dem Meister gegenüber sitzenden Brüder. An eines Jeden Namen knüpften sich Erinnerungen an Großthaten; die Geschlechter, denen sie angehörten, waren hochgepriesen in den Geschichten ihres Vaterlandes. Hier, unweit von dem Meister, der Nächste ihm zur Rechten, saß Peter von Boulogne, Priester und allgemeiner Ordensprocurator, neben ihm der berühmte Hugo von Peyraud, Generalvissitor und Großprior von Frankreich, Guido, Dauphin von Auvergne, Großprior von Normandie, Hugo, Wildgraf und Großkomthur in Deutschland, dann folgte der in den Rechten hocherfahrene Robert von Pruine, Johann

von Montroyal reihete sich an diesen und so folgte Einer nach dem Andern, Ritter sämmtlich, außer ihnen nur der Bruder Kapellan.

Die Thür hatte sich längst geschlossen, ein jeder von den Brüdern, ehe er sich niedergelassen, ein Paternoster gebetet und der Kapellan ein frommes Gebet gesprochen. Jetzt erhob sich der Großmeister, unterbrach mit starker aber wohlklingender Stimme die heilige Stille:

„Stehet auf, liebe Brüder, und bittet Gott, daß er heute seine heilige Gnade unter uns senden wolle.“

Die Brüder erhoben sich zugleich, beteten wieder still für sich ein Paternoster und der Kapellan sprach wieder ein kurzes Gebet. Drauf setzten sich Alle nieder, das Kapitel war eröffnet. Anstand und Würde lag auf allen Gesichtern; der Meister aber, würdiger denn sie Alle, erhob seine Stimme zum andern Mal:

„Liebe Herren 'und Brüder! Seit langer Zeit habe ich selbst nicht Kapitel halten können, und es wäre wohl nöthig, Vergehungen und Sünden gegen die Regel zur Buße zu bringen; doch wir müssen diese nächtlichen Stunden einem hochwich-

tigen Ereigniß widmen. Ich schließe Keinen aus, über dasjenige, was zur Sprache kommen wird, mir seine beste Meinung zu sagen. Lieber Herr und Bruder“ — wandte er sich an den Wildgrafen Hugo — „beginnet Euren Vortrag in Gottes Namen.“

Der Wildgraf erhob sich und begann wie der Meister befohlen:

„Ich zog aus Deutschland nach Italia. Die Väter der Kirche waren im Conclave, um ein neues Oberhaupt zu wählen, würdig, der Statthalter Christi zu sein und des heiligen Ordens alleiniger Richter und Gebieter. Stets das Wohl des Ordens, liebe Herren und Brüder, im Auge habend, nahm ich so viel ich durfte aus dem Schatz und trug im Kapitel, meiner Pflicht gemäß, die Absicht vor, welche mich zu der Reise trieb. Es war nichts Geringses: vielleicht, dachte ich, strebt die Clerisei von Frankreich, welche uns nicht gar hold, dahin, daß ein Papst erwählt werde, welcher ihr gewogen, und dann die Privilegien des Ordens schmälerte. — Ich kam nach Perugia. Die Cardinäle konnten sich nicht einigen; denn eine Parthei, die feindliche des heiligen Vaters,

Colonnas Parthei, strebte den Bonifaziern entgegen und die Sache wurde stets verwickelter. Aufmerksam spähetete ich allenthalben; doch Niemand wollte mir Rede stehen. Da wandte ich mich an den Cardinal von Ostia, um doch endlich auf den Grund zu kommen; er aber versetzte frostig: „Gott gedankt, Herr Graf, daß wir den Papst wählen und nicht Euer Orden.“ — „Wie soll ich die Antwort nehmen?“ — fragte ich erstaunt. — „Der Cardinal aber lachte hämisch und versetzte: „So willig, als Ihr einen Papst nehmen müßtet, den wir Euch geben.“ — Damit ließ er mich allein, und wie ich eben verdrießlich davon will, bringt ein Reitender des Königs von Frankreich einen Brief an den Cardinal. Tags darauf war der Erzbischof von Bordeaux zum Papst erwählt.“

Der Wildgraf hielt inne; er bemerkte, wie die Brüder Einer den Andern befremdet und auch verwundert anblickten. Der Meister mahnte ihn aber bald, fortzufahren.

„Wer von uns weiß nicht, wie zerfallen der Erzbischof von Bourdeaux mit dem Hofe in Paris gewesen? Und nun plötzlich zum Papst erwählt! Die Parthei des Königs von Frankreich hatte ge-

siegt; wer konnte mir verargen, daß ich mißtrauisch wurde? — Bald erging der Befehl an die Cardinäle, daß sie sich nach Lyon verfügen sollten, wo sich der Erzbischof krönen zu lassen gedächte. Mittlerweile aber hatte man mir auch berichtet, König Philipp sei vor der Wahl des neuen Oberhauptes der Kirche heimlich in einer Abtei nahe bei St. Jean d'Angely mit ihm zusammengetroffen; dort hätten sie sich versöhnt.“

Ein Gemurmeln unter den Brüdern hinderte den Sprecher im Vortrage; der Meister aber ermahnte zur Ruhe und weiter fuhr der Wildgraf fort:

„Es schien mir das Beste, ferner sich Ereignendes zu erwarten, bedächtig Alles zu prüfen; denn abhold schien man dem Orden in Frankreich, welches ich durchzogen. Hie und da hörte ich, daß Gerüchte in Umlauf wären, welche uns des Stolzes, der Habsucht, ja sogar des Buchers mit König Philipp ziehen. Alle bösen Schuldner sind sich in dem einen Punkte gleich, daß sie zur Zahlungszeit den Gläubiger einen Bucherer nennen. Doch, lieben Brüder und Herren, es will mir nicht in den Kopf, daß ein ritterlicher Herr und König so

handele. Müssen wir doch Alles aus dem eigenen Sackel bestreiten, und wenn nicht unser Schwert den Weg zur Beute ebnete, wir würden schlecht bestehen. Doch das nur nebenbei. — Ich zog daher mit gen Lyon. Niemals habe ich solche Pracht gesehen, als bei dieser Feier. König Philipp mit seinen Söhnen, seinen Bettern und den Edelsten seines Reiches; und dennoch stand ihm der Erzbischof, der neu erwählte Papst, nicht nach in Pracht und Reichthum. Es hatten sich auch von unsern Brüdern Mehrere eingefunden; sie blieben jedoch unbemerkt in der weltlichen Ritter Zahl, welche sich bemüheten, uns ihr Uebergewicht fühlen zu lassen. Die ältesten Brüder suchte ich daher auf, ging mit ihnen zu Rath, und in dem Kapitel wurde beschlossen, daß ich mich nach Cypren begeben sollte, um Euch, lieber Herr, zu mahnen, mit unserm alleinigen Vorgesetzten auf Erden, mit Clemenz V. Euch dahin zu verständigen, daß er durch Philipp und Frankreichs Erzbischöfe und Bischöfe sich gegen uns nicht einnehmen lasse.“

Der Wildgraf ließ sich nieder; der Meister bedachte sich lange und nicht ein Athemzug unterbrach die Stille. Man konnte jedoch auf des

Meisters Stirn Zornesfalten bemerken; die aber wollte er verscheuchen, indem er mit der flachen Hand darüber hin fuhr. Es gelang ihm nicht und auch zornig klang es aus seinem Munde:

„Wir allein und noch zwei kriegerische Orden, liegen hier kampferüstet und wachend für des Christen = Glaubens Glorie. Alle Fürsten pflegen sich daheim und keiner von ihnen scheint an die Wiedergewinnung des heiligen Bodens zu denken, an den sich so befeeligende Erinnerungen knüpfen. Sind wir stark genug, uns selbst hier zu behaupten, so sind wir auch mächtig genug, unsere Privilegien zu beschützen. Lieber Bruder Großkomthur, lieber Herr, Ihr habt leichtsinnig gehandelt und des Ordens Euch anvertrautes Gut nutzlos vergeudet.“

Da erhob sich der Wildgraf; die Demuth wollte ihm nicht gelingen, der Regel getreu aber brachte er die Worte hervor:

„Lieber Herr! Behüte Gott, daß ich je so etwas thun sollte!“

Alle Brüder staunten verwundert den Wildgrafen an, der mit so entschiedenen Worten, mit

beleidigtem Stolz, die Beschuldigung des Meisters in Abrede stellte.

„Ist ein Bruder hier“ — fragte der Meister gelassen — „der Zeugniß für Eure Anschuld ablegt?“

„Nicht Einer“ — versetzte der Bildgraf — „Mehrere sind ihrer hier.“

„Lieber Bruder, so laffet sie vortreten.“

Auf des Bildgrafen Gebot erhoben sich zwei Brüder und traten vor den Meister hin; es waren die Begleiter des Grafen. Sie überreichten dem Meister einen geöffneten und einen verschlossenen Brief. Der Meister las den ersteren, gab ihn zurück, dann erbrach er den zweiten, las aufmerksam und immer aufmerksamer; aber noch ehe er bis zum Schluß gelesen, winkte er den beiden Zeugen, daß sie sich wieder an ihre Plätze begeben sollten. Der Brief mußte tiefen Eindruck gemacht haben; denn der Meister hob die Berathung mit großer Ueberwindung auf, beschied die Superioren zu sich in den Palast und gebot, daß man zu dem gewöhnlichen Kapitel schreiten sollte.

Mancher Bruder senkte da den Blick und wagte nicht, dem Auge des Meisters zu begegnen; Diesen und Jenen rief der Meister auf, auch klagten wohl

die Brüder sich unter einander an; es wurden die Strafen zwar erkannt, jedoch, da sie nur geringen Grades waren, so wurden sie verschoben, indem der Meister erklärte, sämtlicher Brüder zum Nutzen des Ordens zu bedürfen. Eben wollte der Meister mit der üblichen Formel: Liebe Herren Brüder, wir können nun wohl unser Kapitel schließen — zur Beichte schreiten, da erhob sich Peter von Boulogne und sprach zu dem Großprior von Normandie, zu Guido, dem Dauphin von Auvergne:

„Lieber Bruder, ich habe Euch vor dreien Zeugen das Vergehen gegen Peter von Malhac vorgehalten; Ihr aber wollet dieses Kapitel verlassen, ehe Ihr das Vergehen bekannt und gebüßet. Darum klage ich Euch jetzt an: Ihr habt im Zorn Hand an einen Bruder gelegt, sein Fuß ist von der Stelle gerückt worden und die Schnur seines Mantels zerrissen. Erinneret Ihr Euch dessen nicht, lieber Herr und Bruder?“

Der solchergestalt Angeredete und eines schweren Verbrechens Angeklagte erhob sich. Beinahe zu schwächlich für den schweren Ritterdienst, stand eine hohe Gestalt vor dem Meister; jugendlich war

das Gesicht des Ritters, der Bart nur noch dunkler Flaum, doch tiefer Ernst, diesem Alter fremd, lag in seinem ganzen Wesen und das hohle dunkle Auge sprach von Schwärmerei oder von Entsagung.

Der Meister selbst erschrak ob der schweren Beschuldigung, welche, wenn sich die Wahrheit erwies, nicht allein den Verlust des Ordenskleides, sondern auch den Kirchenbann nach sich zog. Und der Dauphin von Auvergne war Molays Liebling. Freilich war ein Ausbruch des Zornes einem jungen Manne von zweiundzwanzig Jahren zu verzeihen; doch der Dauphin gehörte schon zehn Jahre dem Orden an, war Superior und hier im Kapitel war Alles gleich. Nicht allein der Meister erschrak, auch andere Häupter des Ordens blickten mit banger Erwartung auf den Dauphin, der nur die Anrede des Meisters zu erwarten schien, um dem verhaltenen Zorn Luft zu machen. Der Meister rief ihn vor sich; man konnte ihm die Mühe ansehen, mit welcher er es that.

„Wisset Ihr auch, lieber Herr und Bruder, wessen man Euch zeigt?“ — fragte der Meister bedeutungsvoll und mit schwerem Ernst. — „So Ihr

überführt würdet, dürfte man Euch das Kleid nicht lassen; vor welcher Pön Euch Gott bewahre. Sagt an, ob Ihr Euch schuldig fühlet, und thut dann, wie es die Regel gebeut.“

Der Dauphin kniete nieder vor dem Meister und erhob die zorn erfüllten Worte, deren Sinn durchaus nicht mit seiner Bewegung übereinstimmte:

„Lieber Herr — ich bitte — Gott, unsere liebe — Frau — Euch und — die Brüder für die Sache, welche dieser — mir vorwirft — um Barmherzigkeit; wisset aber — daß die Sache sich anders verhält.“

Der Meister athmete wieder freier und fragte nach dem wahren Hergang. Da erhob sich der Dauphin: „Peter von Malzac und seine beiden Genossen sind nicht im Kapitel; sie können sich nicht verantworten, dennoch aber sage ich Euch jetzt die reine lautere Wahrheit. Der Großprior von Normandie, der Dauphin von Auvergne, ist zu stolz, auch nur ein unwahres Wort über seine Lippen kommen zu lassen. Mein Ahn von mütterlicher Seite, Robert der Fromme, ein König, würde sich meiner schämen und das erlauchte Haus

de la Tour du Pin, dem mein Vater entsprossen, mit Schande bedeckt werden, da ich doch stets dahin gestrebt, Ehre und Ruhm auf diese glorreichen Namen zu sammeln. Auch nicht arm bin ich der Ehre des weißen Kleides mit dem rothen Kreuze theilhaft worden; denn die Baronie Montauban mit zweihundert Livres Renten und fünfzehntausend Livres baares Geld brachte ich dem Orden zu. Als ich kräftiger wurde, das Schwert und die Lanze führen lernte, als mein Arm der Keule Bucht und der Art mächtig worden, wer sah mich jemals zagen, wenn der Heiden Uebermacht uns zu vernichten drohete? Wer weiß ein Anderes von mir, als daß ich des Ordens schwere Pflichten stets so gehorsam erfüllte, als sie ein würdiger Streiter Ehrsti, ein Ritter des Tempels erfüllen soll? Wer weiß es anders, liebe Herren und Brüder?" — wandte er sich zu der Versammlung. — „Ist Einer unter Euch, der mich des geringsten Fehles zeihen kann, der sage es um der Ehre des Ordens und der Würde der Regel willen.“

Doch Niemand erhob sich, es schwieg die ganze Versammlung.

„Könnet Ihr, lieber Herr“ — fuhr der Dauphin zu dem Meister fort — „könnet Ihr mich daher einer Sünde fähig halten, um die ich das Kleid lassen müßte, wovor mich Gott bewahre? Könnet Ihr mir zumuthen, daß ich meiner Fürstenehre und der Ehre eines Ordensobern so viel vergeben würde, einem Bruder auf solch' rohe Weise zu begegnen? Höret denn, wie es sich verhält: Bei der letzten Landung wurde mir der Befehl, mit zehn Rittern einen engen Paß zu bewachen, damit die Feinde nicht durch ihn unserer Hauptmacht in den Rücken fallen könnten. Das Wichtige meiner Stellung ganz erkennend, sprach ich zu den Rittern: „Lieben Brüder, haltet Euch ja bei einander; lasse sich keiner von Euch verleiten, auf eigene Hand Waffenruhm zu suchen.“ — Drauf vernahm ich hinter mir ein Flüstern; der Helm dämpfte zwar den Schall, doch glaubte ich das Wort „Feigheit“ zu unterscheiden. Auf bloßes glauben hin aber — so spricht die Regel — soll kein Bruder dem andern einen Vorwurf machen und ich schwieg. Seitab, weit genug, um von uns abgeschnitten zu werden, wenn sich irgend ein Bruder dorthin wagte, zeigte sich eine Anzahl Feinde und plötzlich rief es hinter

mir: „einen Christen sehe ich dort in Gefahr!“ — Ehe ich aber den Rufenden vom Gegentheil überzeugen konnte, sprengten Peter von Malhac und seine beiden Genossen davon. In demselben Augenblick ertönte das Kriegsgeschrei der Ungläubigen in dem Paß; sie hatten listig jene Abtheilung dorthin gestellt, um uns zu trennen. Wir waren jetzt nur noch unser Acht und der Drang wurde so hart, als ich ihn noch nicht empfunden. Mit Gottes Hülfe und unserer lieben Frau, gelang es uns jedoch, die Uebermacht zu bewältigen; was nicht erschlagen wurde, das floh heulend in den Paß zurück, dessen Enge uns am Verfolgen gehindert hätte, wenn es nicht schon der Befehl, diese Stellung zu bewahren, gethan. Peter von Malhac aber und die Beiden kämpften noch schwer, mir schien es, als wenn sie unterliegen würden; drum gab ich zwei Rittern den Befehl, ihnen zu Hülfe zu eilen. Es war hohe Zeit, Malhac hatte sein Streitroß eingebüßt, der beiden Andern Rüstung war zerbrochen.“

Peter von Boulogne war in Verlegenheit. Der Dauphin hatte seinen Vortrag mit einem sonderbaren Blick auf ihn geendet.

„Wie aber kamet Ihr zu der Anklage?“
fragte der Meister mit finstern Stirnfalten.

„Lieber Herr“ — stammelte der Ordensprocurator hervor — „Peter von Malhac trat vor mich hin, beschwerte sich und rief die Beiden, für ihn zu zeugen. Das thaten sie und ich durfte es dem Bruder Großprior vorhalten; denn so gebietet die Regel. Er aber würdigte mich keines Blickes, vielweniger noch —“

„Daß ich gegen Euch auch noch ein Wort darum hätte verlieren sollen!“ — rief der Dauphin. — „Ihr wußtet, daß noch sieben Ritter, außer den Knappen, das Ganze mit angesehen, und höret einen Malhac mit seinen beiden Genossen, da Euch eine Frage an den Dauphin von Auvergne wohl gut angestanden hätte!“

„Ihr ereifert Euch —“

„Wie mögt Ihr Euch drob wundern? Gerechter Zorn ist es, was mich erfüllt, was mir das Blut durch die Adern jagt! Gefränkte Ehre nur hat diesen Zorn erzeugt und Genugthuung soll mir werden!“

Um ferneren Ausbrüchen des Unwillens vorzubeugen, nahm der Meister das Wort:

„Lieber Herr und Bruder Großprior, wollet zuvörderst mir sagen, wie Ihr mit den drei Brüdern verfahren; denn ist es so, wie Ihr sagtet, so ist ihr Kleid in den Händen der Brüder; wenn Umstände die Sache verschlimmern, so könnte ihnen das Kleid nicht bleiben, wovor sie Gott bewahre.“

Und gehorsam dem Worte des Meisters, erzählte der Dauphin:

„Als sie nun wieder zu uns herankamen, da hielt ich ihnen vor, wie sehr sie sich an der Regel vergangen und wie ihnen schwerlich das Kleid bleiben könne. Malhac erbleichte; aber plötzlich griff er wüthend in seinen Mantel, zerriß die Schnur und rief laut: so mir das Kleid nicht bleiben kann, will ich es auch nicht länger tragen!“

„Sind der Zeugen einer, zwei oder mehrere hier?“ — fragte der Meister.

„Ich weiß es nicht, lieber Herr.“

„Wisset Ihr die Namen?“

„Ja, lieber Herr.“

„So rufet sie auf.“

Und der Dauphin rief sieben Namen. Nur fünf von diesen Rittern waren im Kapitel; sie bezeugten, daß der Dauphin wahr gesprochen.

Peter von Boulogne, eines der würdigsten der Ordenshäupter, unentbehrlich in allen Geschäften, war hier zum ersten Male von einem jüngern Ritter so zu sagen vor den Namhaftesten des Ordens schaamroth gemacht. Der Fall war so verwickelt, daß man zu Robert von Pruine Zuflucht nehmen mußte. Ihn berief der Meister vor sich; denn, kam es auf die trockene Regel an, so war Boulognes Kleid in den Händen der Brüder und demüthig mußte er und knieend die Formel sprechen: „Liebe Herren und Brüder, ich bekenne Euch vor dem ganzen Kapitel, daß ich in Allem, was ich wieder diesen Bruder gesagt, gelogen habe; denn ich weiß mit Wahrheit nichts als Gutes von ihm.“— Robert von Pruine, Alles wohl erwägend, wie sehr der Orden durch die Demüthigung eines Boulogne leiden würde, wie nachtheilig ein solches Beispiel auf minderwichtige Brüder wirkte und wohl ahnend, daß der Brief, welcher den Meister so sehr überrascht hatte, wohl noch schwierigere Punkte enthielte, trachtete in seinem Vortrage dahin, daß alle Schuld auf Malhac und seine Genossen fallen mußte. Es gelang ihm auch, den Dauphin zu befänstigen und er schloß mit den Worten:

„Malhac, der sich so schwer vergangen, ist durch die Hülfe anderer Brüder hieher zu schaffen, oder in Ninove in Ketten zu legen, bis das Kapitel sein Urtheil gefällt; die beiden Andern, welche dem Orden Schaden gebracht und noch größern hätten bringen können, was Gott verhütet, sind im Kapitel zu verklagen, damit auch ihr Urtheil gefället werde. Der Bruder Oberprocurator, hintergangen durch falsche Anklage und falsches Zeugniß, ist freizusprechen; doch wenn er den Bruder Großprior von Normandie um Verzeihung bittet, so ist das schön von ihm. Vergiebt ihm der Bruder Großprior, um Gotteswillen und unserer lieben Frau, so ist es schön von ihm.“

„Lieber Bruder von Pruine“ — sprach der Meister freudig — „Eure Weisheit muß ich loben. Es soll geschehen, wie Ihr gesagt. Die Befehle wegen Malhacs und seiner Genossen sollen in dieser Stunde nach Ninove. Wir“ — wandte er an Bologne und den Dauphin das Wort — „wir sprechen uns morgen im Palast. Tretet zurück, liebe Herren, nehmet Eure Plätze.“

Und, besorgt daß noch andere Punkte, gleich diesem vorgebracht würden, befahl der Meister,

diejenigen zu bringen, welche die Disciplin erhalten sollten. Vier Brüder brachte man vor ihn. In aller Form ertheilte sie ihnen der Meister mit seinem Gürtel, nachdem er ihnen befohlen, wenn sie gesund seien, den Rücken zu entblößen. Sie entkleideten sich auf vorgeschriebene Weise und knieeten nieder. Dann sprach der Meister zu dem Kapitel: Liebe Herren und Brüder, sehet hier Euren Bruder, der zur Zucht kommt. Bittet Gott, daß er ihm seine Sünde verzeihen möge." — Und jeder Bruder betete ein Vaterunser. Der Meister aber fragte den Knieenden: „Lieber Bruder, bereuet Ihr, daß Ihr solchergestalt Euch vergangen habt?“ — Jener antwortete: „Ja Herr, sehr!“ — „Wollt Ihr Euch in der Folge davor hüten?“ — „Ja Herr, so Gott will.“ — Darauf nahm der Meister den Gürtel und that drei Streiche auf den entblößten Rücken des Knieenden.

Aber wer die Disciplin empfangen, durfte acht Tage nicht sein Geschäft verrichten, nicht einmal Pferd oder Rüstung berühren; einen andern Bruder mußte er bitten, dafür Sorge zu tragen.

Nun schloß der Meister das Kapitel; niemals hatte Jakob von Molay den Schluß desselben so

sehr beschleunigt als in dieser Nacht. Leichtem Herzens ging er hinaus; aber schwere Sorgen scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als er allein war mit sich selbst, da erst erwachten diejenigen Gedanken, welche er im Kapitel mit aller Mühe unterdrückt.

Viertes Kapitel.

Am andern Tage aß der Meister nicht mit den Brüdern im Convent; er hatte die Ordenshäupter zu sich in den Palast eingeladen. Als die Tafel aufgehoben war, erklärte der Großmeister, seine wahre Absicht sei, die vorzüglichsten Ritter und Herren um ihre Meinung über des Wildgrafen Vortrag im Kapitel zu befragen. Dieses war daher ein Geheimerrath, den der Meister zusammenberufen. Die Herren bedachten sich, blickten Einer auf den Andern; denn, größtentheils Franzosen, wäre es ihnen nicht unlieb gewesen, einen Franzosen auf dem päpstlichen Stuhle zu wissen, wenn nicht die französische Clerisei zu Bonifaz Zeiten ihnen gegenüber gestanden hätte, wenn nicht Philipp gerade den Ausschlag bei der Wahl

gegeben. Sein Stolz war den Tempelherren bekannt, ihr Stolz ebenfalls der ganzen Christenheit wie den Sarazenen; da jedoch eine Leidenschaft wie diese niemals Diejenigen befreunden kann, deren Herzen sie erfüllt, so war schon aus diesem Grunde stets Mißtrauen obwaltend. Der Stolz der Tempelherren war den weltlichen Rittern am lästigsten; Philipp zählte deren gar Viele an seinem Hofe. Auch dieses trug nicht wenig dazu bei, daß der Orden die Handlungen des Königs größtentheils den Eingebungen jener weltlichen Ritter zuschrieb, zumal wenn diese Handlungen im Entferntesten auf eine Beeinträchtigung der Privilegien des Ordens hindeuteten. Hier war dieses um so mehr der Fall, da der Erzbischof von Bourdeaur mit seiner Erhebung zum Papst keinesweges seiner Empfindungen sich entäußert haben konnte, welche ihn bis zu diesem Zeitpunkte erfüllet hatten. Die Erzbischöfe und Bischöfe waren nämlich durch ein Privilegium, welches Papst Alexander III. dem Orden ertheilte, in ihrer Macht beschränkt worden. Dieses Privilegium war eine völlige Befreiung von der Gewalt der Bischöfe; denn der Papst erklärte darin: daß der Orden mit allen seinen Gü-

tern und Besitzungen, den jetzigen und denen, so er in Zukunft, durch Gunst der Päpste, Könige und Fürsten, und durch Geschenke von Gläubigen, oder auf jede andere rechtmäßige Weise, erwerben könne, unter den Schutz des Apostolischen Stuhls nehme. Konnte nun ein Erzbischof, der, während der Streitigkeiten zwischen Philipp und Bonifaz, sich gegen diesen Papst erklärt hatte, und welchen die Tempelherren unterstützten, konnte daher Clemenz V. jetzt schon andere Denkungsweise angenommen haben, als die er bis dahin gehabt? Und wenn auch diese unglaubliche Veränderung geschehen wäre; so wußten die Ordenshäupter, welche hier versammelt waren, zu gut, wie der Orden insgeheim dem König und seiner Geistlichkeit entgegen gearbeitet hatte, als daß er sich etwas Guten von dieser letzten Wahl versehen konnte. Auch die prächtige Erscheinung des Königs und seines Hofstaates bei der Krönung in Lyon blieb nicht unbeachtet; dort waren nur weltliche Ritter um ihn und schon zu Perugia hatte der Wildgraf Geringfügigkeit erfahren.

Die Männer im Geheimenrath des Großmeisters überdachten dieses. Boulogne war der erste,

welcher seine Meinung an den Tag gab; doch wurde er in seinem Vortrage sogleich zu Anfang gestört, denn der Meister äußerte auf den Eingang von Boulogne's Meinung:

„Nicht also, lieber Herr, nicht also. König Philipp ist durch mich dem Orden wohlgenogen. Sein Vertrauen besitze ich in einem zu hohen Grade, als daß ich ihn der heimlichen Bemühungen, dem Orden zu schaden, fähig halten könnte. Mir, dem Manne, der des Königs Kinde das Christenthum geben durfte, würde der König nicht Alles verhehlen.“

„Das wollte ich auch nicht sagen, lieber Herr“ — bestand Boulogne auf seinen wohlbedachten Worten — „ich wollte nicht sagen, daß der König den Orden beeinträchtigen will; aber Andere durch den König.“ —

„Wer könnten diese Anderen sein?“ — entgegnete der Meister mit hohem Stolz. — „Wer in der Christenheit außer Philipp dürfte es wagen, den mächtigsten Orden anzutasten? Und warum gehen wir überhaupt so weit? Es ist nicht gut, wenn man dem ersten Eindruck sich ganz dahingibt; dem Furchtsamen gleicht man, dessen Hirn

so befangen wird, daß er allenthalben Gespenster sieht, weil er nicht vorher fähig war, seine Umgebung zu prüfen. Und auch Philipp! Würde er es wagen, er, der beste Sohn der Kirche, uns zu verunglimpfen, uns zu schaden, uns, die wir die Vormauer der Christenheit sind? — Was kummerts uns, daß die heilige Handlung zu Lyon ein so trauriges Ereigniß bezeichnete? Das Mauerwerk, welches herabstürzte, den Herzog *) und mehrere Andere erschlug, den König und den Grafen von Balois verwundete, war morsch; warum soll ich das als einen Fingerzeig des Himmels deuten? Und wollte ich es auch; warum ihn auf uns beziehen, diesen Fingerzeig des Himmels? Der König möge eine Warnung drin erkennen, oder auch der neue Papst; sie werden Frieden halten, denke ich, damit der Christenheit nicht wieder ein Xergerniß gegeben werde, wie es Philipp und Bonifaz gaben.“

„Bergebt das Wort, lieber Herr und Meister“
 — erhob sich der Wildgraf. — „Seht, ich bin ein Deutscher, der einzige meiner Zunge hier. Mein

*) Johannes II., Herzog von Bretagne.

Herz kennt kein Mißtrauen; ich kann mir sagen, daß ich stets gerade gedacht und gethan; aber hättet Ihr es gesehen wie ich: das Gefühl des Kardinals von Ostia, hättet Ihr gehört, wie er jene Worte sprach, hättet Ihr die Geringschätzung erfahren in Perugia und in Lyon, Ihr würdet wahrlich mißtrauischer werden als ich. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, da das Stück der Mauer herunter stürzte. Ich hatte mich weit vorne hin gedrängt mit meinen Brüdern; der Altar war kaum zwei Spanneslängen von uns entfernt. Die Prälaten führten eben den Erwählten in den Dom. Der König und sein Gefolge standen zur andern Seite des Altars uns gegenüber. Die feierliche Handlung, welche der verwaisten Kirche ein Oberhaupt gab, sollte beginnen, da krachte es über den Häuptern der Gläubigen, so die Kirche bis zum Erdrücken füllten und ehe ich den Blick dahin werfen konnte, woher das unheilverkündende Geräusch drang, tönte schon der Ruf: „rettet! rettet den König!“ aus tausend Kehlen, durch das Gepolter der Trümmer, in meine Ohren. Meine Begleiter und ich, wir eilten so schnell hinzu, daß wir die Ersten waren, welche den König erreichten; ent-

rissen ihn mit starken Armen dem gefahrdrohenden Orte; wir standen mit ihm gerade vor dem Altar. Sein linker Arm war verletzt und mit kalzigem Gesicht schauete der Priester Chor vom Altar auf uns. Da fragte ich theilnehmend, ob sich der König irgend anderswo auch noch verletzt fühlte. Er sah mich mit einem langen, unzufriedenen Blicke an; nein, nicht mich sah er an, den weißen Mantel und das rothe Kreuz, und ehe er ein Wort erwiedern konnte, trat ein mißgestalteter Priester herzu; sein Wink schien Befehl und der König entfernte sich mit ihm, ohne mir ein Dankeswort zu spenden. — Was kümmert mich eines Königs Dank?“ — fuhr der Wildgraf eifriger fort, indem eine jähe Röthe das schöne Gesicht überflammte. — „Bin ich doch Fürst wie er; und wenn auch mein Reich nicht so groß als das seine, wenn ich auch der Unterthanen nicht so viel zähle; so bin ich doch Tempelherr und Großkomthur des Ordens in meinem deutschen Vaterlande; ein König von Frankreich wiegt leicht gegen den Großkomthur des Tempelherrenordens in Deutschland!“

„Recht so, recht so“ — knüpfte der Meister die Worte an die des Wildgrafen — „und eben darum

finde ich es sonderbar, daß Männer wie Ihr bangen Zweifeln Raum geben.“

Der Wildgraf stuzte; er hatte sich selbst widersprochen. Schnell gefaßt aber warf er dem Meister ein:

„Vorsicht steht dem Beherztesten wohl an.“

„Vorsicht zwar, doch keine gar zu ängstliche.“

„Sie wird uns wahren gegen Unbill, so wir nicht verdient und nicht erdulden mögen.“

„Folgte ich Eurem Wort, den Brand würde ich in der Christenheit tiefstes Herz werfen.“

„Und Pontrouge —?“

„Ja, das war's“ — kam der Meister zurück. —
Schier hätte ich's vergessen.“ —

„Den Brief gab sie mir selbst in Lyon. Geschrieben war er lange; doch fehlte ihr ein sicherer Bote.“

„Liebe Herren“ — wandte sich der Meister zu den Uebrigen — „unsere liebe Schwester Pontrouge zeigt mir an, daß der König zwei Abtrünnige des Ordens hoch in Ehren halte; den Prior von Montfaucon und Noffo Dei. Sie waren Haupträdelshörer bei dem Aufstand des Volkes, zum Tode verdammt und der König hat sie nicht allein

begnadigt, sondern auf seine Kosten sind sie guter Dinge in Paris.“

„Sonderbar!“ — stieß Boulogne hervor, indem sich seine Stirn in düstere Falten zog.

„Das freilich ist es;“ — fiel ihm der Dauphin bei — „doch wer weiß, welche Absicht der König mit den Beiden hat. So viel denke ich verbürgen zu können, daß es seine königliche Ehre nicht zuläßt, Abtrünnige des Ordens zum Nachtheil des Ordens zu beschützen.“

„Verbürget das nicht, lieber Bruder;“ — setzte ihm der Wildgraf entgegen — „ich habe Frankreich durchzogen, ich, und habe vernommen, wie König Philipp selbst sich nicht entblödet, auf seinen Reisen schlimme Gerüchte über den Orden zu verbreiten.“ —

„Das ist nicht wahr!“ — unterbrach ihn Jener mit einer Hefigkeit, welche, mit den Worten des Dauphins, Zornesgluth auf Stirn und Wangen des Deutschen jagte; aber, den Meister ehrend, dämpfte er den Ausbruch seines Empfindens und versetzte mit drohender Kälte, während das große, blaue Auge flammte:

„Freilich, lieber Herr, hat dann der Großkomthur, der Wildgraf Hugo, gelogen.“

Der Dauphin blickte verlegen vor sich nieder. Den Meister aber hatten die Worte wohl eben so tief als den Wildgrafen verlezt, und edelen Zornes voll schüttelte er das ehrwürdige Haupt:

„Was muß ich erleben? Ist es so weit gekommen, daß im Geheimenrath, vor meinen Augen, die edelsten Herren sich so verunglimpfen? Wenn es hier so steht, was muß ich von den Provinzen denken? Gut, daß König Philipp es nicht gehört, was eben hier gesprochen worden, bei Gott und unserer lieben Frau, er dürfte mit Recht Arges von dem Orden denken!“

„Lieber Herr!“ — wagte der Dauphin das Wort; aber streng befahl ihm der Meister:

„Schweigt! Ich befehle es! Denket Ihr, weil ich Nachsicht übe, weil ich, das Heil der Christenheit erwägend, nicht Jeden streng nach dem Gesetz bestrafe, man könne jeder Unbill sich bedienen? Denkt Ihr, es sei damit abgethan, wenn Ihr im versammelten Kapitel Demuth zeigt und Gehorsam übt? Mit Nichten! Der Templer muß, wo

er auch sei, dem Kleide Ehre und Ruhm erwerben um Gotteswillen! — Wohin führte Euer Wort, wenn nicht drohend die Regel vor Euch stände? Christ würde gegen Christ, Bruder gegen Bruder das Schwert gebrauchen, wovor uns Gott bewahre! — An Euch ist es, den Bruder Großkothur um Vergebung zu bitten und, bei dem Kleide, das ich trage, nicht eher kommt Ihr von der Stelle, als bis Ihr den Wildgrafen versöhnt!“

Der Meister hatte einen schweren Eid gethan. Solches hatte Niemand noch an ihm erlebt; drum blickten die Herren auf den Dauphin, dessen ungezähmter Stolz beinahe zum Sprichwort geworden. Der Kampf, welchen Stolz und Gehorsam in seiner Brust kämpften, war jedoch nicht in seinen Zügen zu lesen; denn der Dauphin war wieder zu stolz, seine Empfindungen vor irgend Einem zur Schau zu tragen. Wie sehr überraschte daher sein Benehmen in diesem ängstlichen Augenblick. Er sprach zu dem Grafen hinüber, jedoch ohne ihn anzusehen:

„Ich habe gefehlt gegen Euch, lieber Herr und Bruder; vergebt mir um Gotteswillen, denn ich bereue meinen —“

„Nicht weiter!“ — fiel ihm der Deutsche in das Wort. — „Es macht mich verlegen, Euch lieber Herr so demüthig vor mir zu sehen. Reichet mir die Hand, vergessen sei, was zwischen uns sich zugetragen.“

Anstatt des freudigen Ausdrucks, welchen man in den Zügen des Meisters erwartet hatte, stieg der finsterste Ernst in seinem Antlitz auf. Eine drückende Stille herrschte einige Minuten, dann sprach er:

„Wie sehr demüthigt uns Franzosen dieser deutsche Mann! Zwar sind wir Alle gleich im Orden; doch kann ich mich einer häßlichen Empfindung nicht erwehren, da sein Edelmuth ihn höher stellt, als irgend Einen unter uns. Aber eine gute Lehre giebt mir dieser Augenblick; ich will sie nützen. Sind schlimme Gerüchte in Frankreich über den Orden im Umlauf, wahr oder unwahr und gleichviel, wer sie verbreitet, so müssen einzelne Ritter Anlaß dazu gegeben haben und mir kommt es zu, das Uebel im Keim zu unterdrücken. So ungern ich Eurer jetzt entbehre, lieber Herr;“ — wandte er das Wort an den Generalvisitator von Frankreich — „so finde ich mich nothgedrungen, Euch

nach Frankreich zu senden. Aeußerste Strenge sei die ganze Weisung, welche ich Euch gebe."

„Und wann, lieber Herr, soll ich nach Frankreich?“

„So schleunig, als es der Umstand erfordert. Hier darf nicht gesäumt werden; ein fressender Krebs ist das Verderbniß Einzelner am Herzen des Ganzen. Zugleich gebe ich Euch einen Auftrag an den heiligen Vater mit. Wir wollen nicht handeln, ohne vorher genau erwogen, geprüft zu haben. Der Papst wird unsere Privilegien bestätigen —“

Drei Schläge an der Thür unterbrachen den Meister. Peyraud fragte nach der Ursache derselben; des Meisters Kammerdiener brachte ein Schreiben von Ninove.

„Was ist das?“ — fragte Jakob von Molay, indem er noch las und mit der flachen Hand über die Stirn strich. — „Ein Legat des heiligen Vaters in Ninove? Mit Aufträgen an mich? Nicht an den Orden? Daß befremdet mich!“

„Mit Verlaub, lieber Herr“ — meinte der Wildgraf — „mich befremdet es nicht, ich sah es

kommen, wollte jedoch meinem Vermuthen noch nicht Worte leihen. Ich ahnete schon in Lyon, daß bald ein Unerwartetes sich ereignen würde.“

„Sprecht, sprecht! Ich sehe ein, daß Ihr gut beobachtet.“

„Die Krönung hatte Statt gefunden“ — berichtete Hugo — „und wie ich mir auch Mühe gab, zu unserm neuen Herrn und Richter zu gelangen; mein Mühen blieb ohne Erfolg. Da begegnet mir eines Tages ein junger Mann, dessen Gesicht ich schon einmal gesehen zu haben vermeinte. Ich redete ihn an, und ich hatte mich nicht geirrt: auf der Feste Roucy sah ich ihn, als ich auf dem Wege nach Italien war. Ein Wort gab das andere; er war mit dem Hofstaat des Königs nach Lyon gekommen, denn sein Meister, ein Waffenschmied aus Beziers, der mit einem der Abtrünnigen im Kerker auf Roucy gefangen lag —“

„Wie hieß der Waffenschmied?“

„Florian, lieber Herr.“

„So hat Pontrouge doch nicht mehr berichtet, als Wahrheit. Vergesst Eure Rede nicht, ich will Euch nur die Stelle aus dem Briefe unserer lieben Schwester mittheilen.“ — Der Meister las:

„Außer diesen beiden Abtrünnigen begünstigt der König einen früher zum Tode Verdamnten, einen Waffenschmied aus Beziers, dessen schöne Tochter mir übergeben worden. In ihrer Dummheit erzählte sie mir, daß sie auf der Beste Roucy ihren Vater im Kerker besucht und ihr Bräutigam, der sich von ihr lössagte, geäußert, er wolle sich in den Orden aufnehmen lassen. Da sei ein anderer Gefangener, sie beschrieb mir den Prior von Montfaucon, dazwischen getreten und habe den jungen Mann von diesem Vorhaben abgerathen. Aufmerksam gemacht durch des Königs besondere Huld gegen einen Missethäter, welcher mit einem Abtrünnigen des Ordens gefangen war, forschte ich weiter, konnte jedoch nicht mehr erfahren, als daß der Waffenschmied nie und nimmer seine Tochter einem Menschen zum Weibe geben würde, der nur von den Tempelherren spräche.“ — „Was Pontrouge mit einer Neigung des Königs und dergleichen weiteren Geschichten sagen will, das verstehe ich nicht, es scheint für Weiber zu sein. Fahret fort, lieber Herr.“

„Er theilte mir seinen Wunsch, in den Orden zu treten, mit; ich nahm keinen Anstand, ihn auf-

zunehmen, zumal da er nicht mehr der Tochter seines Meisters angehörte. Durch ihn gelang es mir, mit einem von des Königs Kammerdienern in Berührung zu kommen und, sonder Arg, führte mich dieser in den Palast, um mir die prächtigen Geräthe zu zeigen. Auf meine Frage, wo der König sei, ob ich ihn nicht einmal zu sehen bekommen könnte, wurde mir die Antwort, der König habe sich mit dem heiligen Vater eingeschlossen. Unbefangen, scheinbar unbefangen und wie hoch verwundert, sah ich die köstlichen Geräthe und zögerte so viel ich konnte, damit ich Näheres erführe. Mein Führer drängte schon, da öffnete sich die Thür und König Philipp trat herein; hinter ihm sein Beichtiger, wie ich nachher erfahren, der Priester, mit welchem er im Dom von mir ging. Auch noch zwei Andere folgten dem König, sein Kanzler Nogaret und Enguerrand von Marigni. Der Kammerdiener stand bebend an der Thür; denn zornig hob der König an: „Was führt Euch, Ritter, in die Gemächer des Königs von Frankreich? Bei meiner königlichen Ehre, ich glaube, Ihr tröset auf Euer Ordenskleid und denket, Alles sei Euch drum erlaubt!“ — „Vergebt“ — entgegnete ich

mit Ehrfurcht — „die Neugier verleitete mich, die gepriesene, glänzende Hofhaltung Eurer Majestät zu sehen.“ — „Und diesen Burschen nahmet Ihr zum Führer? Ich meinte nicht, daß ein deutscher Graf, ein Großkomthur des stolzeſten der Orden, ſich einem meiner Kammerdiener anvertrauen würde! Bei Gott, Herr Graf, es iſt zum Lachen!“ — Aufgemuntert durch des Gebieters Worte, lachten Nogaret und Enguerrand laut auf. Mir trieb der Zorn das Blut zu Kopf; doch die Schaam über die unmännliche Liſt, ſchloß mir den Mund. Ohne daß ich es gewollt, war jedoch meine Fauſt an den Griff des Schwertes gefahren. Der König ſtammte auf, gebot mir, den Palaſt zu meiden und fügte die Drohung hinzu, mich bei Euch verklagen zu wollen.“

Mißbilligend ſchüttelte der Meiſter wieder das Haupt:

„Der Eifer, wenn auch löblich die Abſicht, führte Euch zu weit. Nun wird es heißen, eines von des Ordens Häuptern habe ſich in den Palaſt des Königs geſchlichen, um zu ſpähen, um zu horchen; und wenn auch Philipp ſelbſt den guten Ruf des Ordens nicht zerfleischt, ſo werden die-

jenigen, welche uns beneiden, die Gelegenheit nicht veräußen, und ihrem Verdruß über uns Worte leihen. — Doch, es ist geschehen. Es ist nichts mehr daran zu ändern. Zu ändern Dingen denn! Hat einer von Euch, liebe Herren, noch Etwas vorzutragen, was in den Geheimenrath gehört?“

„Ich, lieber Herr und Meister“ — erhob sich der, der den Schatz verwaltete. — „Aus den nördlichen Provinzen sind Klagen an mich gelangt; viele Komthureien bitten um Zuschüsse an baarem Gelde. Die Ernte ist schlecht ausgefallen; die Zehnten haben nicht eingetragen, und die Pächter sind in Rückstand gerathen. Sagt an, lieber Herr und Meister, was sollen wir thun?“

„Es ist eine schwere Zeit in diesem Augenblick, lieber Bruder Schatzmeister; das wisset Ihr eben so gut als ich. Der Krieg, wie wir ihn jetzt führen müssen, ist kostspielig; gar wenig Zuschüsse werden uns zu Theil; denn der Eifer für das gelobte Land scheint in der Christenheit erkaltet zu sein. Die Beute von Tortosa hat kaum die Kosten des Zuges betragen; denn mit dem Fürsten von Tyrus mußten wir sie theilen. Der Orden hat den Brüdern nicht mehr versprochen als Brot und Wasser,

um Gotteswillen. Die Komthureien sollen sich daher einschränken; wir können unsern Schatz in Cypern nicht erschöpfen; wie vermöchten wir sonst jeden günstigen Augenblick zu benutzen, der sich darbietet, den allgemeinen Feind anzufallen? Müssen wir uns doch selbst verwahren gegen die Ungläubigen, Minove und seinen Hafen noch mehr befestigen. Das kostet viel, sehr viel! — Für jetzt also kann den bedürftigen Komthureien nicht geholfen werden; es wäre denn, daß sie an Kleidern, Waffen und Pferden so sehr Mangel litten, daß sie nicht mehr mit Anstand, wie es den Rittern vom Tempel ziemt, erscheinen könnten. Den Bescheid gebt den Komthureien, lieber Herr. Es dauert mich, daß wir nicht helfen können. — Zugleich verordne ich, daß schleunigst Alles in den besten Stand gesetzt werde, damit wir den Abgesandten Sr. Heiligkeit so würdig empfangen, als man von jeher an uns gewohnt. Ihr liebe Herren und noch sechszig andere Ritter werdet mich nach Minove begleiten; in unserer Mitte wollen wir den Legaten hierher führen. — An Eurem Harnisch, Herr Graf, habe ich Gold bemerkt — nehmt eine andere Rüstung: denn Gold und Silber verbietet

die Regel an den Rüstungen, den Waffen der Tempelherren. Ich sage Euch das nicht, um die Regel aufs Aeußerste zu treiben; doch ein Legat des Papstes kann keinen Verstoß gegen dieselbe finden, zumal, wo dieses unter meinen Augen geschieht. — Ihr, lieber Bruder Marschall, sorget, daß auch die Rosse ganz gerüstet seien: der päpstliche Legat soll uns nicht anders finden, als stets bereit, das Schwert zu ziehen. — Ich entlasse Euch hiemit, liebe Herren und Brüder. Gott geleite Euch und lasse Euch im Guten stets vollkommner werden.“

Boulogne war schon unter der Thür, als ihn der Großmeister allein zu sich berief. Er und Boulogne waren Freunde; sie theilten ihre Ansichten unter vier Augen offener einander mit, und was sie auch vor andern Rittern verbargen, das wurde unter ihnen allein gemeiniglich verhandelt; Boulogne war das Haupt, Molay der Arm.

„Wir sind allein“ — begann der Meister. — „Sag' mir, Boulogne, was Du von dem Allen denkst; denn als der Deutsche erzählte, da erblickte ich in Deinen Zügen ein unnennbares Etwas, welches mich befremdete. Ich kenne Deine Weiß-

heit, Deine ruhige Prüfung aller Umstände; verhehle mir Deine geheimsten Gedanken nicht, Boulogne.“

„Es ist noch zu früh“ — war die Antwort des Generalprocurators. — „Wenn ich Dir jetzt meine Gedanken kund thäte, so würde ich mich eines Vorurtheils schuldig machen. Der Legat des Papstes wird Dir eine Bulle überbringen; ihr Inhalt soll uns Licht geben. Wie ist der Name des Legaten?“

„Vergaß ich doch darnach zu fragen.“ — Der Großmeister rief seinen Kammerdiener. Georg erschien, und auf die Frage, ob sich nicht ausgesprochen, welchen Namen der Abgesandte des Papstes trüge, versetzte Georg: „Doch! — Ich glaube man nannte mir den Kardinal von Ostia.“

Da winkte der Großmeister dem Kammerdiener schweigend, daß er sich entferne. Die beiden Männer waren erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen der Umstände, und Molay fragte zuerst:

„Was denkst Du, Boulogne? was sagst Du?“

„Ich denke Viel; doch ich sage Wenig. Nur

einen Rath will ich Dir ertheilen, Freund und Bruder, forge, daß der Deutsche nicht dem Kardinal begegnet — hier darf den Priester nichts unangenehm berühren. Was auch in der Zeiten Schooß verborgen liegt, durch Ehren aller Art suche es zu entkräften. Gelingt Dir das — wohl uns Allen! Gelingt es nicht, und Neid und Eifersucht und Bosheit reißt das Haupt empor, so bleibt Dir mindestens das Bewußtsein, daß Deine Schuld nicht den Keim zur Reife trieb und das Bewußtsein stärkt Kopf und Herz.“

Von lange her gewohnt, Boulogne's Rath treu zu befolgen, reichte ihm der Meister lächelnd dankend die Hand. Die Männer schieden von einander.

Fünftes Kapitel.

War es doch als zögen die Tempelherren gerade gegen den Feind; denn kriegerisch hallte es durch das ganze mächtige Gebäude. Nicht allein die Ordensobern und die sechzig Ritter waren es allein, welche sich zum Ausbruch fertig machten; sondern die vielen Knappen, deren Mancher zwei bis vier halten durfte, je nachdem seine Würde ihn auszeichnete; dazu kamen noch die Turkopolen, welche dem Großprioren beigegeben waren. Von dem weißen Gestein des Gebäudes wurden die Strahlen der Sonne zurückgeworfen, von ihnen erglänzten die blankgeharnischten Roste der Ritter, deren Stampfen und Wiehern in den reinen Aether hinein erdröhnte, vom Wiederhall an dem trockenen Gemäuer verzehnfacht. In der besten Ordnung,

still und mit bestem kriegerischem Anstand verließ jeder Ritter das Haus, blieb bei seinem Rosse stehen; denn Keiner durfte es besteigen, ehe der Befehl ausgerufen worden. Die Ritter, sämmtlich schöne Mannsgestalten, angethan mit den blanken Rüstungen, den funkelnden Helmen, leuchtenden weißen Mänteln mit den rothen Kreuzen, mit Allem bewährt, was die Kriegeskunst erfunden, bildeten mit den Knappen und dienenden Brüdern, welche nur braune Mäntel oder schwarze mit rothen Kreuzen tragen durften, ein buntes, aber schönes Gemälde. Das Gefolge des Großmeisters war königlich zu nennen; prächtiger aber wurde es noch, als von den Stufen des Portals herab der Befehl gegeben wurde, die Rosse zu besteigen. Als die kampfgewohnten Thiere ihre Reiter auf sich fühlten, da waren die Muthbrünstigen kaum noch zu zügeln; nur der kräftigen Faust eines Ritters war dies möglich, und bald erwartete das ganze Gefolge in schönster Ordnung das Ordenspanier. Boran, klingenden Schrittes und schwer bewaffnet, schritt der Marschall die Stufen herab, hinter ihm der Pannerer mit dem hochherrlichen Zeichen: er trug das berühmte Beaufceant in seinen

Händen; dicht an ihn schlossen sich zehn Ritter zur Seite und nach hinten, dazu bestimmt, das Heiligthum zu bewahren. Es war ein viereckiges Panier, im weißen Felde ein rothes Kreuz, mit der Umschrift: *Non nobis, domine, sed nomini tuo da gloriam.* (Nicht uns, Herr, sondern Deinem Namen der Ruhm). In derselben Ordnung, wie der Marschall aus dem Hause getreten, wurden auch die Rosse bestiegen, und nun fehlte nur noch der Meister mit Boulogne und dem Dauphin. Nicht lange durfte das Ordenspanier auf sie harren. Mit königlichem Anstand nahte Jakob von Molay; seine Rüstung war blanker Stahl, das Auge konnte nicht darauf haften. Als er das Roß bestiegen, da öffnete sich plötzlich das gewaltige Thor; er, Boulogne und der Dauphin waren die ersten, welche das Haus verließen; dicht hinter ihnen aber folgte der Marschall mit dem Panier, dann die Ritter und die Knappen, welche die Zwischenräume mit ihren Kotten ausfüllten.

Unter den Säulen stand der Wildgraf Hugo mit unterschlagenen Armen und schauete dem Zuge nach, bis das Thor sich hinter ihm geschlossen. Düster war des Ritters Blick, ja feindlich gar,

denn er konnte sich nicht erklären, warum man ihn vom Auszug des Konventes ausgeschlossen; die Ursache hatte man ihm vorenthalten, der Meister nur blinden Gehorsam von ihm verlangt, und ohne es selbst zu ahnen stiegen in des Grafen Herzen böse Empfindungen auf. Ihn wollte es bedünken, als wenn man den Deutschen in ihm zurücksetzte, weil der mächtige Orden in Frankreich am mächtigsten war. Daß man ihm das Haus anvertraut, schien ihm die Bitterkeit der Zurücksetzung versüßen zu sollen; aber, welches Empfinden auch bei ihm aufsteigen mochte, der Gehorsam band ihn, das unverbrechliche Gelübde.

Der Deutsche mußte sich wohl fügen. Die Zeit wurde ihm lang im stillen Hause, und wie er umherschlenderte in den weiten Höfen, da lockte ihn der Schall nach der Werkstatt des Waffenschmiedes hin. Er fand dort Balthasar, erkundigte sich bei dem Meister, wie er mit diesem Gesellen zufrieden wäre. Der rühmte ihn, und um nur einigermaßen sich der Langeweile zu ent schlagen, oder auch vielleicht in der Absicht, von Balthasar noch mehr zu erfahren, was irgend auf den im Kapitel verhandelten Gegenstand Bezug hätte,

bat sich der Wildgraf diesen Gesellen von dem Meister aus. Balthasar folgte dem hohen Herrn sonder Scheu, und antwortete dreist auf jede Frage; jedoch erfuhr der Wildgraf nicht viel mehr als er schon wußte, und ohne seine Absicht hatte sich das Gespräch auf ganz andere Gegenstände erstreckt, als diejenigen waren, welche ein so hoher Herr mit einem Waffenschmiedegesellen hätte verhandeln können. Auf die Frage des Wildgrafen, freilich nur gleichgültig hingeworfen, wie es Balthasar im Orden gefiele, versetzte der: „Edler Herr, ist es mir vergönnt, meine wahre Meinung zu offenbaren?“

Auf die Bejahung des Wildgrafen erklärte Zener schlicht und gerade: „Ich habe es mir anders gedacht, edler Herr; so wie es jetzt ist, will es mir nicht behagen. Wenn ich mein Leben mit Gebeten und am Amboss hätte vollbringen wollen, so konnte ich das auch in jeder andern Werkstatt: ich meinte mindestens dienender Bruder zu werden; daß ich ein Schwert an der Seite trüge, durch Muth und Tapferkeit mir einen Namen erringen in der Welt, und die Seligkeit des Himmels. So aber, edler Herr, ist daran wohl nicht zu denken.“

„Balthasar“ — rebete ihm der Wildgraf zu, —
 „die himmlischen Reichthümer des Ordens werden
 Dir dennoch zu Theil: erfüllst Du Dein Gelübde,
 thust Du Deine Pflicht, so wird der Himmel Dir
 Nichts vorenthalten.“

„Das kann wohl sein, edler Herr. Aber ich
 meinte für das Kreuz zu sterben —“

„Warum den just sterben? Wäre es Dir
 auch vergönnt worden, das Schwert zu führen für
 Gott und unsre liebe Frau, so durftest Du den-
 noch nur hoffen, Ungläubige zu erschlagen, nicht,
 unter ihren Streichen zu erliegen.“

„Ach, edler Herr“ — entgegnete Balthasar
 gedämpften Tones und mit einem Anstrich der
 rührendsten Behmuth, — „das hat eine andere
 Bewandniß; ich darf's Euch nur nicht sagen; ein
 Verstoß wäre es gegen das Gelübde, welches ich
 gethan.“

Der Wildgraf, wohl ahnend was den jungen
 Mann bewegte, drang in ihn, damit er ihm ge-
 stände, warum er hoffte, unter der Ungläubigen
 Schwertern sein Leben zu verhauchen.

„Ich finde Gefallen an Dir, Balthasar“ —
 fügte er hinzu; — „wer weiß, ob der Meister nicht

zugabe, daß ich Dich mit nach Deutschland nehme; und wenn ich Dich bewährt gefunden als tüchtigen Reitersmann, als gehorsamen Knecht des Ordens, so könnte ich Dir auch wohl ein Schwert an die Seite hängen; Du würdest mit mir ziehen, wenn von Neuem der Ruf durch die Christenheit erschallt, daß ein jeder Arm sich erheben solle zur Eroberung des gelobten Landes, zum Wiederbesitz der heiligen Stadt Jerusalem!"

Und höher leuchtete es auf in den Augen des Gefellen: sein innerstes Herz erschloß er dem Grafen.

„Wohlan denn, Herr; möget Ihr mich verdammen oder nicht, es muß herunter von der Brust, was gleich dem Alp mich drückt. In Lyon erinnert Ihr Euch meiner, auf Roucy hattet Ihr mich gesehen mit meines Meisters Tochter, mit Margot; damals freilich sah ich nur Jammer und Noth über uns kommen, wenn ich Margot zum Weibe nähme. Ich wollte ihr entsagen. Herr, ich liebte sie, wie Einer nur lieben kann! Aber gerade darum sollte sie mir nicht angehören. Ihre Schönheit, dachte ich, ihre Tugend wird ihr einen andern Mann erwerben, einen reicheren Mann als

Du bist. Da meldete ich mich denn zur Aufnahme in den Orden; man wies mich ab unter dem Vorwande, ich sei mit des Waffenschmiedes Tochter versprochen; und ich ging von dannen. Das Herzog mich nach Paris. Wußte ich doch im Voraus, daß mich ein Wiedersehen wie jenes, nicht beglücken würde, und doch, weiß Gott wie's kam! ich mußte in ihre Nähe. Tage lang umschlich ich die königliche Burg, und fragte Jeden, der mir irgend nur begegnete, ob er den Waffenschmied von Beziers und seine Tochter kenne. Umsonst! Niemand kannte ihn und sie. Da erzählte man sich in Paris, daß in einer der glänzendsten Versammlungen des Hofes eine niedrige Magd, die Tochter eines Waffenschmiedes des Herrscherpaares Huld und Gnade sich gewonnen. Wie wenn der erste Sonnenstrahl über die höchsten Gipfel der Berge zuckt und die Nacht verscheucht, so drang diese Nähr in meine Brust. Ha, dachte ich bei mir selbst, bei dem Vater findest Du sein Kind! gehst zu ihm nach Handwerksbrauch; er darf Dir den Zutritt nicht versagen. — Herr, ich fand ihn, fand ihn auf weichem Polster, ihn, der kaum dem Tod durch Henkerhand entronnen, fand ich im prächtigen Ge-

mach; mit seidnen Lappen war er behängt; bei ihm zwei Bediente des Königs, nicht aber sein Kind, sein einziges Kind — es war nicht bei dem Vater!“

Balthasar's Gesicht war hoch erglüht, seine Augen funkelten; der Graf beobachtete ihn mit steigender Aufmerksamkeit, denn ein so tiefes Gemüth hatte er nicht erwartet. Balthasar meinte in dem forschenden Blick des Grafen die Mahnung zum Verfolg zu lesen, und nachdem er die volle Faust vor die Stirn gedrückt, dieselbe wieder rasch und zornig heruntergerissen, sprach er traurig kopfschüttelnd: „Margot fand ich nicht. Wie könnt ich sie auch hier finden — war sie doch im königlichen Palaste. In meiner Brust aber glomm es auf, als wenn Satan sich zu einem Zuge über die Erde rüste, und die schwefelgelbe Lohe der Hölle über die Erde glosste. Herr, ich hätte das Mädchen gern einem andern Manne zum Weibe gegönnet, aber einem Könige zur — wie soll ich es denn gleich nennen? Nimmermehr.“

„Beruhige Dich, Balthasar; Du siehst zu weit: die Liebe entstellt Dir Alles in Deinen Augen.“

„Möget Recht haben, edler Herr. Und dem peinlichen Bilde zu entgehen, that ich das Gelübde, niemals eines Weibes in Liebe zu gedenken. Aber des Mädchens Bild steht immer vor mir; ich kann mich seiner nicht entschlagen, und wenn ewige Verdammniß auf dieser Sünde lastete, ich müßte mich der ewigen Verdammniß anheim geben.“

„Balthasar, Du deutest das Gelübde der Keuschheit anders, als es der Orden heischt: Du darfst Margots Bild in Deinem Herzen bewahren, Du darfst sie lieben wie man Gott liebt, nicht aber der Sinnenlust gedenken.“

„Ich verstehe Euch nicht, edler Herr.“

„Thut nichts, Balthasar, thut nichts. Und da ich Deine Margot gesehen, auch Dich wohl leiden mag, gerade um Deines offenen Geständnisses willen leiden mag, so will ich Dich von dem Meister begehren; Du sollst mein Knappe werden, meine Lanzen tragen, mein Schild, und an Deiner Seite selbst ein Schwert.“

„Herr, Ihr ziehet aber zurück nach Deutschland; hier könnte jeder Tag mich an die Ungläubigen bringen —“

„Tröste Dich darob. So es Gott gefällt und

unsrer lieben Frau, wird bald ein neues Kreuz-
 heer sich erheben und das heilige Grab der Würfel
 sein, auf welchem es sich um Tod und Leben
 handelt.“

„So wird der Frankenkönig auch sich erheben
 müssen?“

„Freilich wird er das, Balthasar. Dürfte er
 zurückstehen gegen andere Könige der Christenheit,
 da er doch der beste Sohn der Kirche heißt?“

„Und er, er selbst müßte zum Schwerte
 greifen —?“

„Wenn er das ewige Gut erringen will,
 gewiß.“

„Doch das kann lange dauern, Herr, nicht
 wahr?“

„Wenn es geschehen soll, so muß es bald.“

„Wohl denn. Mein Kopf ist gar zu sehr er-
 füllt, als daß ich noch am Ambosß hämmern könnte,
 gewähret mir die Bitte, und fordert mich alsbald
 vom Meister ab. Euer Wort hat ja Gewicht; ich
 kann nicht länger an dem Ambosß hämmern, kann
 nicht schmieden! Es reißt mich weiter — weiß ich
 auch nicht: wohin!“

Der Wildgraf war bereit, des Gesellen Wunsch

zu erfüllen. Balthasar lieferte hier den Beweis, daß dann nur erst die Liebe sich in ihrer ganzen Kraft erhebt, wenn Eifersucht sich regt; da giebt es keinen Unterschied der Stände: Mann ist Mann, und einem Könige selbst, dem mächtigsten in der Christenheit, gönnte nicht einmal ein armseliger Gesell den Besitz des Weibes, welches er verschmähte.

Der Meister war erstaunt ob des Grafen Begehre. Wohl hatte er in Balthasar den tüchtigen Waffenschmied erkannt, der, von anderer Gesellen Weise weit verschieden, ihm eine Mähr erzählt, die lehrreich war für den erfahrenen Meister. Eines so tüchtigen Gesellen konnte sich der Meister nicht so leicht entschlagen; drum warf er dem Wildgrafen ein, daß er nicht unbedingt über den Gesellen verfügen könnte, daß der Komthur des Hauses wieder zugegen sein müßte. —

„Ei“ — lachte der Wildgraf — „wer außer mir ist denn jetzt Komthur des Hauses? Mir ist es anvertraut: Ihr werdet Folge leisten in Allem was ich heische.“

„Mir ist nichts davon angezeigt worden, edler Herr“ — warf der Meister ein.“ — „Ich muß

für meine Gesellen einstehen; drum laßt es ruhen bis unser Herr und Meister zurückkehrt von Ninove.“

„Mit Nichten! — fuhr der Wildgraf auf. — „Unbedingt sollst Du mir Folge leisten! Thu' es um Gotteswillen!“

„Und wenn Ihr auch die ganze Regel anführtet; der Gesell bleibt hier in der Werkstatt bis unser Herr und Meister wiederkehrt von Ninove.“

„Noch einmal mahne ich Dich, und leistest Du mir nicht schuldigen Gehorsam, so laß ich Dich in Ketten und Bande werfen!“

„D ho! nur nicht gar so streng“ — ließ der Meister sich nicht schrecken. — „Rufet Ihr Brüder zu Hülfe, so troge ich auf meine Gesellen. Ihr werdet sehen, Herr, daß sie Schwerter, welche sie schmieden, auch zu führen verstehen.“

Mit einer Mäßigung, welche man dem feurigen Deutschen kaum zumuthen konnte, sprach dieser endlich, mit langem Blick auf dem Meister weisend: „Bei Gott und unsrer lieben Frau! es ist weit gekommen. Der Knecht empört sich gegen

seinen Herrn und Gebieter; das führt zu keinem guten Ende.“

„Grämet Euch nicht darob, edler Herr“ — war des Meisters Meinung. — „Wer wird auch sogleich das Ende absehen wollen? Wenn dem Orden, welchem wir uns Beide einverleibt, — ob Ihr hoch stehet, und ich niedrig, das bleibt sich gleich, — ein schlimmes Ende droht, so haben es die Brüderhandwerker wahrlich nicht verschuldet. Freilich, die müssen wohl gehorchen, werden zwischen vier Mauern gesetzt, wenn sie die Regel verletzen; doch ein Ritter, der ist ein ganz anderes Geschöpf, der darf auch wohl zwei Nächte aus dem Hause bleiben; er darf sogar einen Bruderhandwerker verunglimpfen; es kommt auch nicht einmal darauf an, ob er Hand an ihn legt, und es fehlt nichts weiter, als daß er ihn an einen Pfahl binden ließe und stacheln.“

Dem Wildgrafen wurde unheimlich in der Nähe des Mannes, der mit jedem Worte heftiger geworden. Der bedeutungsvolle Ton, welchen der Waffenschmied auf manches Wort gelegt, hatte seinen Gegner aufmerksam gemacht, und er fragte darum zuvörderst: „Was willst Du damit sagen?

zwei Mächte aus dem Hause — ein Ritter — weißt Du auch, welche Strafe dies Verbrechen nach sich zieht?“

„Ich weiß, ich weiß wie die Regel lautet. Aber die Regel gilt ja nicht unter Rittern; Ritter bestraft man nicht wie andere Leute.“

„Und wie bist Du zu der Ueberzeugung gekommen?“

„Nah! wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter; wo kein Richter ist, folgt keine Strafe.“

„Das laß' ich Dir nicht gelten, Meister; Du weißt um ein Geheimniß, ich seh' es Dir an. Wir treten zur Seite und Du vertraust es mir.“

„Warum denn just Euch? Wenn der Meister zurückkehrt, dann ist es Zeit genug, es ihm zu offenbaren.“

Dem Wildgrafen wurde klar, daß sein Befehl, wäre er auch noch so herrisch, hier nichts nützen würde; darum schien es ihm zweckmäßiger, den Waffenschmied durch Güte zu gewinnen; jedoch er hatte sich betrogen. Der Waffenschmied ließ sich eben so wenig durch seine Güte firren, als er sich durch seine Drohung hatte schrecken lassen, und des Meisters Befehl führte Balthasar wieder an

die Arbeit. Graf Hugo verzichtete darauf, von dem eigensinnigen Meister Etwas zu erfahren, verließ die Werkstatt, und schlug den Weg nach dem Hause ein. Der Meister aber hielt ihn zurück — er war ihm nachgeeilt — und sprach vertraulich: „Edler Herr, es ist nicht gut, daß die Gesellen hören was ich Euch zu sagen habe. Seid mir nicht unhold, ob meiner Weigerung, sie war nur die Frucht des Fürchtens um die Würde des Ordens. Nicht gut ist es, wenn die jungen Leute Dinge hören, welche sie nicht ahnen dürfen; das Fleisch bedarf nur der Anregung, und die Sünde ist fertig.“

„So hast Du mir von Fleischsünden was zu sagen?“

„Freilich, Herr, und das nichts Kleines. Ob das Haus Euch anvertraut ist oder nicht, das kümmert mich nicht in diesem Augenblick: Ihr aber könnt was ich Euch sage im Kapitel vortragen; das werdet Ihr, denn so will es die Regel.“

Wohl erwägend, daß der Meister erfahren in des Ordens Regeln, gab der Wildgraf ihm um so williger Gehör, da es etwas Großes sein mußte, was diesen Mann zu seinem jetzigen Benehmen

veranlassen konnte, und bald befanden sich die beiden Männer im Hause selbst, zu welchem der Zutritt sonst den Brüdern Handwerker versagt war. Den Wildgrafen reizte das Benehmen des Waffenschmiedemeisters; denn den kräftigen Mann reizt jedes kräftige, wenn auch feindliche Begegnen. Darum bewies er auch dem Waffenschmied eine Aufmerksamkeit, deren vielleicht nur Wenige von ihm theilhaftig geworden. Er ließ nämlich Wein bringen und Wasser, ladete den Waffenschmied ein davon zu trinken, und ihm dabei zu erzählen. Der machte auch Gebrauch von dem Anerbieten, und um der Regel zu huldigen, that er jedes Mal zu einem Becher feurigen Cyperweins drei Tropfen Wasser. Der Großkomthur ließ ihn gewähren; schwieg aber, in der weisen Absicht, durch das Schweigen seinen Gast zum Sprechen zu reizen, zumal da der Wein die Zunge löst und das Herz öffnet. Er fand sich nicht getäuscht; denn bald eiferte der Meister über die Verderbtheit einzelner Mitglieder des Ordens, und bedauerte, daß dergleichen Vergehen dem ganzen Orden zur Last fielen; kämen dieselben auch nicht gerade zur Sprache im Orden selbst, so hätte doch das Volk,

die Laien, eigene Gedanken darüber, und der Ruhm des Ordens würde im Volke dadurch geschmälert.

„Richtig“ — half er sich selbst in die Rede, — „was ich Euch sagen wollte! Horchen und Verleumden ist zwar meine Sache nicht, auch nicht verrathen; doch die Regel sagt: wenn ich um das Vergehen irgend eines Bruders weiß und es verschweige, so habe ich selbst mich des Vergehens schuldig gemacht. Und davor mag mich Gott bewahren!“

Ob der letzten Formel erschraf der Wildgraf; sie wurde nur bei Vergehen angewandt, welche den Verlust des Kleides oder gar den Ausstoß aus dem Orden nach sich zogen. Dem Meister entging die Bewegung des Großkomthurs keineswegs; er nahm aber wenig Rücksicht darauf, und erzählte:

„Es mögen wohl vierzehn Tage darüber vergangen sein, als ich um Erlaubniß bat, in der Stadt einen alten Bekannten besuchen zu dürfen. Ich wußte vorher, daß ich mich sobald nicht wieder von ihm trennen würde, und hielt sogleich darum an, die Nacht außer dem Hause zubringen zu dürfen; die Erlaubniß wurde mir, und, das wißt Ihr wohl, edler Herr, wenn zwei alte Freunde

einander wieder begegnen, da wird des Weines nicht geschont. So ging es bei uns. Wir tranken, erinnerten uns der vergangenen Zeiten, und als wir selig darin schwärmten, äußerte mein Freund, wie er sich niemals habe träumen lassen, daß ich in den Tempelherrenorden treten würde. Er thäte es nicht, fügte er hinzu, und wenn ihm alle Schätze der Erde zu Theil werden sollten: denn er könnte einen Orden nicht lieben, dessen Vorsteher selbst ihre Gelübde auf eine so öffentliche Weise brächen. Das wurmte mich, edler Herr, es fehlte wenig, und ich hätte meinem Freunde den Krug an den Kopf geschlagen; doch die Regel verbietet, daß wir uns an keinem Christen vergreifen dürfen. Es war ein schweres Stück, auf solche Beschuldigung des Ordens an sich zu halten; doch gelang es mir, wenn auch mit Ueberwindung, und ich fragte nur, ob er Beweise hätte. — „Nun freilich“ — versetzte er, — „werde ich Beweise haben, wenn ich Etwas sage, und zwar hier auf meiner Nachbarschaft hab' ich sie. Sieh, da drüben das Haus, an welchen der Mond das blanke Schloß an der Thür beleuchtet. Dem Strahl des Tages ist der Zutritt verwehrt; dichte Läden verschließen

die Fenster, und niemals sah ich irgend Einen durch die Thür des Hauses schreiten. In einer Nacht aber, mondhell wie diese, da ich hier saß und ein Freund mir gegenüber wie Du, schlüpfte ein weißer Mantel durch die geöffnete Thür; wir wurden aufmerksam auf die sonderbare Erscheinung, und traten hinaus auf die Straße, um den weißen Mantel näher kennen zu lernen. Der Schatten meines Hauses verbarg uns jedem Blick. Wohl über eine Stunde harrten wir; da traten zwei Gestalten aus dem Hause trüben: der weiße Mantel war's und ein Weib in Sarazentracht. Ein Abschied zweier Liebenden stellte sich uns dar, Kuß um Kuß und dann gute Nacht. Ein Tempelherr und ein Sarazenenmädchen! Am Schritt hätt' ich ihn erkannt, wenn auch nicht der Mond ihn mir gezeigt; es war ein hoher Herr, einer von den Großprioren des Ordens — "

„Sein Name — ? — “ fiel der Wildgraf ein.

„Der Dauphin von Auvergne.“

„Unmöglich!“

„Bei Gott und unsrer lieben Frau! es ist wie ich gesagt.“

„Ich glaube Dir, Meister, denn Du bist ein

gerader, schlichter Mann; doch muß ich näher prüfen, ehe ich die Klage erhebe. Geh' denn, Meister, halte das geheim für Jedermann, damit nicht böse Gerüchte dem Orden schaden, weil Einer sein Gelübde brach. Ich komme zu Dir, wenn die Umstände es erheischen, und bald wird es sich erklären, wie weit ein Dauphin von Auvergne sich vergehen darf und den Adel seiner Geburt auf Kosten des Ordens geltend machen."

Der Waffenschmied war schon unter der Thür, als ihn der Wildgraf noch einmal um Balthasar mahnte.

„Ich werde ihn schicken, Herr“ — willigte der Meister ein; — „doch sag' ich Euch, der Gesell ist nicht zu niederm Dienst geboren, und wenn Ihr ihn zu Eurem Knappen macht, so wird er manchen Edelknecht beschämen.“

Sechstes Kapitel.

An dem tiefblauen Himmelsdom der südlichen Zone war das glänzende Sternenheer heraufgezogen; in stiller Pracht glänzte in ihm der goldne Mond. Nemofia lag ruhig, die Wanderer in den Straßen der Stadt erquickte der Schlaf, den die Nachtkühle begünstigte; lautlos verkehrten nur die Häuser mit einander, stille Grüße eines dem andern winkend. Diese Nacht aber fand einen Wanderer in der Straße Fatme, rasch war sein Schritt, doch nicht klingend, obgleich der weiße Tempelherrenmantel um den Wanderer flatterte. Der Strahl des Mondes fand auch nichts Glänzendes an dem, der diesen Mantel trug; keine Rüstung deckte den Ritter, nicht einmal ein Schwert hing an seiner Seite; nur ein Dolch, in schwarzer Leder-

scheide, mit schwarzem Eisengriff, war seine ganze Wehre. Der Rittersmann mußte die Vertlichkeit hier genau kennen, denn sein entschiedener Schritt führte ihn an die Thür desjenigen Hauses, an welchem der Mond das blanke Schloß beleuchtete. Ein nicht gar zu lautes Klopfen reichte hin: die Thür wurde geöffnet, weiche Arme umschlangen ihn, und die wohlklingenden Liebesworte töntten in sein Ohr. Und wie der Ritter in seinem Schweigen beharrte, da fühlte er sich am Arme fortgezogen; sonderbar erregten die Worte sein Herz: „D, komm, Du Lieber, daß der Kerzen heller Schein mir Dein Antlitz zeige! Wie lang', wie lang' hab' ich dessen entbehrt! Sieh, mich verwirrt die Freude; ich weiß nicht, was ich denke, und Deine ernsten Züge seh' ich schon in ein Lächeln sich verkehren, in ein Lächeln über das Geschwätz Deines Mädchens! Immerhin, nun hab' ich Dich, nun bin ich glücklich—“ — Das nächste Wort erstarb auf der Lippe des Mädchens, denn ein Lichtstrom, welcher durch die Thür drang und des Ritters Züge erkennen ließ, verrieth der vor freudiger Erwartung Bebenenden, daß sie sich getäuscht; statt der dunkelen Augen, flammten ihr

die blauen des Deutschen entgegen. Mit lautem Schrei ließ das Mädchen die Hand des Ritters fahren, enteiltte ihm durch eine andere Thür; er sah sich allein in dem fremden Gemache.

„Bei unserer lieben Frau,“ — murmelte der Deutsche — „hätte ich doch nicht gedacht, daß es so stände um des Ordens Häupter! Wenn aber der Dauphin gesündigt, so war die Sünde gar zu lockend.“

In seinen Betrachtungen störte ihn eine sonderbare Erscheinung. Die Thür, durch welche das Mädchen geflohen, öffnete sich schnell, wie von einer kräftigen Manneshand; doch die eintretende Gestalt zeugte keinesweges von dieser Kraft. Es war ein Greis; der gekrümmte Rücken sprach von der Last der Jahre, wenn es nicht schon der wie Silber glänzende Bart gethan. Die eine Hand noch an dem Griff der Thür, stand der Greis minutenlang, und forschte in den Zügen des Unberufenen. Der Deutsche aber sah ihn mit großem Blicke an und prüfte die ganze Gestalt. Der Mann war nicht heimisch hier im Süden; dieser Sonne Strahl hatte nicht den Knaben erwärmt. Unter den weißen buschigen Braunen leuchtete ebenfalls

ein blaues Augenpaar, und in dem alten Gesichte waren noch die Ueberreste von eines nordischen Mannes Schöne zu erkennen. Auch die Tracht des Greises stimmte nicht mit der des Mädchens überein; sie war schwarz, nach dem Schnitt, wie sie in Deutschland der friedliche Bürger trug; doch an dem Gürtel hing an goldner Kette in rother Scheide ein gekrümmter Dolch.

„Was führt Euch her?“ — unterbrach endlich der Greis das Schweigen. — „Was wollt Ihr? und wer seid Ihr?“

„Das Fragen ist an mir,“ -- versetzte der Wildgraf trocken. — „Wer bist Du? und was ist Dein Gewerbe? Du bist nicht Muselmann, oder ein Renegat.“

„Zu welchem Ende die Bemerkung? Dieses ist mein Haus, Herr, und ich bin nicht gesonnen vor Euch, einem Fremden, wie vor einem Richter zu stehen!“

Mit den letzten Worten hatte sich der Greis dem Wildgrafen genähert. Das mannhafte Benehmen des Greises verfehlte seinen guten Eindruck nicht, und anstatt von der trogigen Rede gekränkt

zu werden, wurde der Wildgraf freundlicher. Er entgegnete dem Greise: „Du sollst nicht vor mir, wie vor Deinem Richter stehen; doch will ich Aufschluß von Dir, Aufschluß über jenes Mädchen und über irgend Einen meines Ordens.“

„Euer erster Anblick trügt; ich hätte Euch zu gut gehalten, eines Ordensbruders Wege zu erspüren —“

„Danke es der Höhe meines Standes“ — zürnte Hugo, — „daß nicht mein Dolch das letzte Wort Dir in die Kehle zurückstößt!“

„Wirklich! könntet Ihr das, Herr Ritter? Ich zweifle sehr daran, denn ich bin Christ, und gegen Christen darf der Tempelherr die scharfe Waffe nicht führen.“

„Warum aber trägt sich Deine Tochter oder was sie sonst sein mag sarazenisch?“

„Das Mädchen ist meine Tochter nicht; man hat es meiner Obhut anvertraut.“

„Das wird immer besser. Vermuthlich durch einen Tempelherrn Dir anvertraut?“

„Ihr fraget in der That zu viel, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil ich Euch nicht die

Hälfte davon beantworten werde. Wenn Ihr irgend Etwas bei mir suchen wollt, so kommt am Tage; bei nächtlicher Weile möchte man Euren Besuch übel deuten.“

„Nun, bei unsrer lieben Frau!“ — rief der Wildgraf — „Das ist doch zum Lachen! Dem Dauphin von Auvergne wird das Haus in jeder Nacht geöffnet, und wer weiß, ob er in solcher tugendhaften Absicht herkommt, als ich komme.“

„Welchen Namen nanntet Ihr, Herr Ritter; Dauphin von Auvergne?! Der klingt mir nicht so ganz unbekannt; aber es ist schon lang' her, daß ich ihn nicht gehört.“

„Was treibst Du mit mir, Alter? Denkst Du etwa, ich sei ein Narr, der nicht weiter denkt, als Du es für gut findest? Den Dauphin solltest Du nicht kennen! Ihn, der nächtlicher Weise in diesem Hause Besuche abstattet! Und kurz und gut, Du wirst mir Rede stehen; ich sage Dir, Du wirst! sonst habe ich Mittel, Dich zu zwingen, zu Allem, was Du nicht wolltest.“

„Was treibt Ihr nur! Ich bin des Königs Unterthan; der König nur, kein Andern kann mich

zwingen. Und wenn ich auch ein Greis vor Euch stehe, so dürfte ich doch nicht gar zu lange den Stolz eines Tempelherrn ertragen. Ich werde mich vor Euch nicht verbergen; rufet mich vor den Richterstuhl meines Herrn und Gebieters, dem werde ich Rede und Antwort stehen; nicht Euch, Herr Ritter.“

„Höre, Alter“ — gab der Wildgraf nach, — die Festigkeit mit der Du auf Deinen Willen beharrst, sie verletzt mich nicht; doch bin ich nicht gekommen, damit die Vergehungen irgend eines meiner Brüder öffentlich zur Schau getragen werden; mir ist genug, wenn ich ihn zurückbringe von dem schlimmen Wege. Gesteh mir denn offen: kennst Du den Tempelherrn nicht, der zu Nacht Dein Haus besucht?“

„Seht, wenn Ihr so fragt, dann ist das ein Anderes. Ich kenne den Ritter nur von Tortosa her, er war mein Retter und der Retter des Mädchens, welches Ihr gesehen. Sitzt nieder, Herr, ich will Euch das erzählen. Ich wohnte in Tortosa, kaufmännisches Gewerbe treibend. Christ und Sarazene handelte gern mit mir, denn ich

war redlich. Fleiß und Sparsamkeit verfehlten ihre Wirkung nicht: ich war der reichste Mann in Tortosa. Da gefiel es dem Himmel, daß er die Tempelherren unter Jacob von Molay von Cypren herüberführte, mit ihm den Tyrerfürsten; und Tortosa fiel in ihre Hände. Mein Reichthum reizte die beutegierigen Soldner; mich schützte es nicht, daß ich Christ war; nur den geringsten Theil meiner Habe konnte ich bergen. Von meinem Hausleuten blieb mir keiner; nur die Mutter jenes Mädchens und dieses selbst. Bald aber erhob sich der Sultan mit seinem übermächtigen Heere, die Christen konnten sich in Tortosa nicht halten, und noch einmal begannen sie zu plündern; sie wollten nichts zurücklassen, damit es nicht dem allgemeinen Feinde in die Hände fiel. Eine blindwüthende Bande überfiel mich eines Abends in meinem Hause. Man wollte durchaus das Geständniß von mir erpressen, daß ich noch Reichthümer besäße, und wo ich sie verborgen; ich wurde geschlagen, gestoßen, mit Füßen getreten; doch ich sagte nichts, mein Troß vermehrte sich mit ihrer wüthenden Begegnung. Zu Tode matt lag ich am Boden, da schleppten andere von ihnen meine

Slavinnen herein; die sollte um meine Reichthümer wissen, und um den Ort wo sie wären. Das Jammergeschrei des Weibes durchbrang das ganze Haus, und rief endlich die Tochter herzu. Mutter und Kind hatte ich einst gekauft, hatte sie niemals trennen wollen, denn sie liebten einander zärtlich. Kaum erblickten die Krieger das schöne, blühende Mädchen, so frohlockten sie über den schönen Fund; doch nur zu bald wurden sie unter sich selbst uneins, sie rissen sich um das Mädchen, sogar Schwerter zuckten sie gegen einander; es schien blutig werden, zu wollen. Von dem Getümmel angelockt, trat ein Tempelherr mit zweien Brüdern herein; sein Befehl donnerte unter die blindwüthende Masse, und gehorsam, Furcht in Blick und Miene, entfernten sich die Raubsüchtigen. Auf den Knien dankte ich meinem Rettungsendel; doch konnte ich seinen Namen nicht erfahren. Er entfernte sich mit seinen Brüdern, stolz den Dank verachtend, zu welchem ich mich erbot.

Ein Anderes nahm mich in Anspruch. Meine Slavinnen erlag den Mißhandlungen; nach wenigen Stunden gab sie ihren Geist auf. Noch weinte die Tochter auf der Leiche der Mutter, da trat

jener Rittersmann wieder zu uns herein, dieses Mal aber ohne Begleitung. Theilnehmend hing sein Auge an der Weinenden, dann richtete er die Worte an mich: „Warum weilest Du unter den Heiden? Wir verlassen jetzt diese Küste, der nächste Tag führt uns wieder nach Cypern. Kommt der Sarazene wieder durch diese Thore, so wird er Dir Dein noch übriges Gut nicht lassen. Verschmähe d'rum meinen Rath nicht: magst mit Dir nehmen, was hier geblieben ist, und ziehe hinüber nach Cypern. Dort kannst Du Handel treiben, besser und vortheilhafter denn hier.“ — Des Ritters Worte fielen in einen empfänglichen Boden; das kürzlich Erlebte ließ mich die Gefahr in ihrer ganzen Größe erkennen. Ich raffte zusammen und zog hieher. Das ist Alles, Herr; und noch bis heute habe ich seinen Namen nicht erfahren.“

„Soll ich Dir glauben? soll ich nicht?“ — versetzte Graf Hugo kopfschüttelnd. — „Warum aber besucht der Ritter Nachts Dein Haus? Warum meidet er den Schein nicht, der allein schon hinreicht, ihn vor den Richterstuhl seines Borgesetzten zu berufen? und warum sprach das Mädchen von Liebe, als es mich an seiner Statt empfing?“

„Könnt Ihr das Mädchen darum verdammen, da es sein Dankgefühl in Worte kleidet, wie das Herz sie geboren?“

„Nein, nein, Alter, ich laß Dir das nicht gelten! Der Lüge scheinst Du nicht gewohnt, denn ich finde Dich verlegen. Sag' mir die Wahrheit ohne Scheu und Hehl; mein ritterliches Wort sei Dir Bürge, daß ich in Güte versuchen werde, das Ganze auszugleichen. Ich bin für diesen Augenblick Komthur des Hauses hier in Nemosia, um so leichter wird es mir, mit Nachsicht zu verfahren. Du hast nicht lange zu bedenken, denn wie ich Dein Haus verlasse, ist die Zeit zum Prüfen und Wählen vorüber.“

„Ihr seid der Komthur des Hauses —?“ — fragte der Greis. — Die Bemerkung schien ihm schwer aufs Herz gefallen zu sein.

„Wie ich gesagt, so ist es. Ich bin zwar nur kurze Zeit erst hier; doch bekleide ich in meinem Vaterlande eine der höchsten Würden des Ordens. Habe Zutrauen zu mir, ich bin ein Deutscher und halte in Allem Wort, was ich verheiße. Treibe mich also nicht so weit, daß ich vor dem versam-

melten Kapitel dem Bruder Tempelherrn sein Vergehen vorhalten mußte; auch Deiner dürfte ich nicht schonen und des Mädchens.“

Der Greis besann sich eine Weile, dann entschied er sich plötzlich: „Ich hole das Mädchen, Herr; mögt Ihr es selbst fragen, ich vermag nicht mehr zu geben.“

Und ohne des Wildgrafen Erlaubniß abzuwarten, entfernte sich der Greis; sein Ruf drang durch das Haus, und bald führte er das zitternde Mädchen vor den Ritter. Nun erst konnte der Wildgraf die ganze hohe Schönheit ermessen: ein Weib stand vor ihm, wie er es in Zaubermährchen hatte beschreiben gehört; noch mehr verschönt von holder Scham, welche durch die feine dunkle Haut leuchtete. Kaum wagte das Mädchen den Blick zu ihm zu erheben; doch als er es anredete, die langen schwarzen Wimpern sich erhoben, da leuchtete es aus den schwarzen Sternen wie dunkel glühende Kohle. Die rechte Hand unter dem wogenden Busen geschmiegt, stand nun das Mädchen in so reizender Verwirrung da, daß der Wildgraf mehrere Fragen an dasselbe gerichtet hatte, ohne

sich seinem Hauptzweck zu nähern. Er wußte schon des Mädchens Namen; es antwortete ohne Scheu, wenn er fragte; und so war es denn auch möglich, den Namen desjenigen zu erfahren, für welchen der Wildgraf empfangen worden war. Selma nannte ihn Guy; mehr wußte auch sie nicht von ihm; doch beschrieb sie ihn mit so lebendigen Farben, daß es just keines Scharfblickes bedurfte, um mehr als Freundschaft zwischen den Beiden zu vermüthen; die Verzücung, in welche das Mädchen gerieth, als es von dem guten Herzen des Mannes sprach: Alles bekundete die Gluth einer wahren, überschwenglichen Liebe. Der Greis aber verrieth durch seine Aufmerksamkeit, mit welcher er den Worten des Mädchens lauschte, daß es wohl eine andere Bewandniß um die Herkunft des Mädchens haben mußte, als er dem Ritter früher gesagt; auch der Reichthum, der Selma umgab, war sicherlich nicht aus der Nachlassenschaft einer Sclavin im Hause eines Kaufmannes. Dies Alles vermochte den Wildgrafen mit einer plötzlichen Frage hervor zu treten.

„Höre, Mädchen, sag' mir die lautre Wahrheit, weißt Du nicht, daß ein Tempelherr kein

Weib lieben darf? Hörtest Du niemals, daß sein Herz so rein und makellos bleiben müsse als der weiße Mantel mit dem rothen Kreuz?“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr, mindestens nicht ganz. Wohl habe ich viel gehört von jener tapfern Christenschaar, welche selbst ihren Feinden Ehrfurcht einzulösen wußte. Man sagte mir, sie hießen Tempelherren; und wie sich ihr Ruf bewährt, das habe ich in Tortosa erfahren.“

Und ohne noch eine Frage des Ritters zu erwarten, erzählte Selma mit der leidenschaftlichsten Aufregung was dieser schon von dem Greise erfahren; aus des Mädchens Munde aber tönten die Worte wie Preisgesang, und wie verklärt waren die Züge des schönen Gesichtes, da es die Rettung aus den Händen der wilden Bande beschrieb. Das Alles aber konnte den Wildgrafen nicht vermögen, von dem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen, und er suchte dem Mädchen das Strafbare eines solchen Liebesverhältnisses begreiflich zu machen. Doch hier war die größte Beredsamkeit vergebens.

„Wie“ — fragte Selma, — „wie sollte ich den nicht lieben, dem ich das Leben danke? Kann

Euer Gott den Undank befehlen? Ich werde meinen Retter lieben bis mein Herz bricht, und weiter noch, wenn es möglich. Ich muß ihm angehören hier und dort, und fest steht es vor meinem innern Blick, daß wir uns auch drüben wiederfinden werden.“

Auf des Wildgrafen Stirn lagerten sich sorgliche Falten, und beinahe mit Verdruß sprach er zu dem Mädchen: „Wie sich das schnell auch in Deinem jugendlichen Kopfe entsponnen, wie schön Du auch sprichst, anders wirst Du es sich gestalten sehen; Du und er, Beide seid Ihr strafbar. Es thäte mir leid um ihn, um Dich.“

„Sprecht Ihr doch, Herr, als hätte Guy noch Jemand über sich. Kein König der Erde, so sagte er mir einmal, dürfe ihn vor seinen Richterstuhl fordern. Und ihm glaube ich, denn der Mund ist keiner Unwahrheit fähig.“

„Nun denn“ — meinte der Wildgraf kurz, — „so sage nur, wenn er wieder kommt, ich sei hier gewesen. Ich will doch sehen, ob er Dir die Gefahr nicht zeigt, welche Euch Beiden droht!“

Bis jetzt hatte der Greis kein Wort in die Unterhaltung gemischt, nun aber trat er hervor, machte

den Ritter aufmerksam, daß die Stunden der Nacht ihrem Ende zueilten, und man ihn nicht bei Tagesanbruch erkennen dürfe, da man seinem Hiersein eine ganz andere Absicht unterlegen würde.

„Du mahnst mich zur rechten Zeit“ — erhob sich der Wildgraf. — „Ich scheid' jetzt; nur die Warnung laß' ich Euch zurück, verschmäht sie nicht, es könnte zu spät werden: wer dieses Mädchen ist, das will ich nicht wissen, sie ist aber nicht das, für was Du sie ausgegeben. Wir könnten wohl noch weiter fragen, denn hier auf Cypern sind wir mächtig genug, einen König zur Rede zu stellen, und was wär' dann ihr Loos und das Deine?“

„Herr Ritter, ich verschmähe Eure Warnung nicht; doch läßt sich das nicht in aller Eile schlichten: ein Mädchenherz ist ein gar eigensinnig Ding. Doch gehet ruhig heim, und wenn Ihr es erlaubt, so komme ich zu Euch in das Haus und berichte den Erfolg.“

„Thue das, ich bin damit zufrieden. Doch nicht zu lange darf es dauern; das Säumen würde das Schwert der Gerechtigkeit beflügeln; und was

hätte vermieden werden können, daß wird geschehen müssen.“

Der Ritter hatte sich längst entfernt; Selma das Lager gesucht, und noch immer saß der Greis unermüdet an Schriften arbeitend. Er schrieb an Wilhelm von Villaret, den Großmeister der Hospitaliter.

Siebentes Kapitel.

Die Boten, welche der Großmeister von Novone sandte, jagten einer den andern, denn in Nemofia sollte der Legat des Papstes seinen Einzug halten. Es mußte nichts Geringses sein, was den Großmeister vermochte, die ungeheuren Geldkosten nicht zu scheuen, und den Kardinal von Ostia nicht allein mit königlichen Ehren am Landungsplatze, sondern auch in seiner Residenz zu überhäufen. Alles wurde aufgeboten, sogar bis zu den Brüdern Handwerkern hinunter; der Drapier mußte *U* und Jedem neue Kleider austheilen, und gleich wie an einem hohen Festtage wurden die Speisen schmackhafter und köstlicher als sonst gewählt. Außer den gewöhnlichen wöchentlichen Almosen, welches dreimal Statt fand, sollte es

auch in doppeltem Maaße ausgetheilt werden. Nichts wurde also vergessen, die Anwesenheit des päpstlichen Legaten nicht allein feierlich und glänzend zu machen, sondern sie sollte auch eine freudige Erscheinung für *W* und Jedermann werden. Der Tempelherren Reichthum ließ solches zu, und selbst der Regent von Cypern, der Fürst von Tyrus, konnte mit seinem Hofstaate nicht so glänzend erscheinen als Jacob von Molay mit seinen Rittern. Auch dieser Fürst war auf die erste Nachricht von des Kardinals Landung ihm entgegengeeilt, traf jedoch erst mit ihm zusammen, als der Cardinal inmitten seines Gefolges, von den Tempelrittern umgeben, sich auf dem Wege nach Nemofia befand. Da die Tempelherren bei ihren Zügen jedes Mal selbst vor den Rittern vom Hospital den Vorrang hatten, indem das wahre Kreuz sich in ihren Händen befand, so verstand es sich von selbst, daß der Fürst von Tyrus mit seinem Gefolge, da sie nur weltliche Ritter waren, mit einem Stolz behandelt wurden, der Fürsten- und Ritterehre beleidigte; doch ertrug dieser Prinz von Geblüt die Behandlung mit einer Geduld, welche unbegreiflich war, denn die Tempelherren waren

so mächtig auf Cypern, das Bernehmen zwischen ihnen und dem königlichen Hofe von lange her so schlimm gewesen, daß es leicht hätte geschehen können, den päpstlichen Legaten von dem Regenten zurückzuhalten. Wenn auch Jacob von Molay erst kürzlich noch im Verein mit diesem Fürsten den gemeinsamen Feind bekriegt hatte, so konnte Amaury, der für den minderjährigen Hugo IV. das Regiment führte, nicht vergessen, wie Molay's Vorgänger und dieser selbst zu öftern Malen schon das königliche Ansehen angetastet hatten. Jetzt, da der Hauptsitz der Tempelherren auf Cypern war, jetzt mußte Amaury, obgleich beschränkten Verstandes, Alles um das königliche Ansehen auf dieser Insel fürchten, und Nichts schien ihm geeigneter sein Ansehen zu schützen, als wenn er sich der Freundschaft des Superiors der Tempelherren versicherte: der war der Papst; jede Ehrenbezeugung gegen dessen Legaten galt ihm selbst, und eben deshalb fand es Amaury dem königlichen Ansehen nicht zuwider, mit den Tempelherren daherzuziehen und nicht den Vorrang zu haben.

Welcher Jubel in Remosia, wie geschmückt jedes Kind, als der Wagen den heiligen Herrn in

die Stadt führte! Tiefen Ernstes, doch prächtig wie sie ausgezogen und in derselben Ordnung geleiteten die Tempelherren den Wagen mit der bedeutungsvollen Bürde. Am Thor des Hauses, unter Anführung des Bildgrafen, waren die daheim gelassenen Ritter zu Fuß aufgestellt; den Hintergrund des Hofes füllten dienende Brüder und Brüder Handwerker. Als der Zug bis an das Thor gelangt war, da erst hielt der Großmeister sein Roß an, mit ihm seine nächsten zehn Ritter, und bewillkommte nun erst den daherziehenden Fürsten Amaury. Wie seines Gleichen redete ihn Jacob von Molay an; der Fürst dankte, und an des Großmeisters Seite ritt er in den Hof. Eben läutete man zur None, — denn früh am Morgen war man von Minove aufgebrochen; darum verfügten sich diese verschiedenen fürstlichen Männer in die Capelle. Der Cardinal selbst wollte die Messe lesen. Zu seiner Rechten vor dem Altar stand der Fürst einer kriegerischen Geistlichkeit, zu seiner Linken ein weltlicher Fürst, und er selbst zwischen Beiden ein Fürst der Kirche. Es war ein Ehrfurcht einflößender Anblick, die edlen Ritter in stiller Andacht sich an einander reihen zu sehen,

und durch die offene Thür des Gotteshauses noch die unzähligen Gesichter der Gläubigen, welche dieses nicht Alle fassen konnte. Doch war wohl in manches Mannes Herzen ein andres Gefühl aufgestiegen als die brünstige Andacht oder die gottergebene Demuth.

Des Meisters Züge blieben sanft und ernst; Amaury aber schien Demuth zu heucheln; der Dauphin von Auvergne konnte den Blick nicht von dem Wildgrafen wenden, denn der hatte ihn scharfprüfend angesehen, als er ihm im Thor begegnete; Boulogne sah starr vor sich nieder, wie Einer, der tief nachdenkt, und den die Umgebung selbst nicht in seinem tiefen Denken stören kann. Gegen diese Alle stach jedoch Montroyal auffallend ab, denn dieser überschaute mit der ganzen Zufriedenheit eines erfahrenen Kriegsmannes die Versammlung; sein Herz freute sich an den rüstigen Gestalten.

Die heilige Handlung war zu Ende. Der Cardinal, der Großmeister und der Fürst verließen das Gotteshaus; Niemand aber schloß sich ihnen an; nur der Seneschall ging weit ab zur Seite neben ihnen, um den hohen Gästen zur Hand zu

sein. Schon mehrere Minuten waren verstrichen, seitdem der Großmeister mit den Beiden seinen Palast betreten, da erschien der Seneschall wieder, berief die Superioren des Ordens zu dem Großmeister, und bedeutete die Kämmerer des Fürsten, wie derselbe ihrer begehre.

Dieses Mal war der geheime Rath des Großmeisters weit zahlreicher als das erste Mal, denn man hatte wegen des eigenen Falles auch von den ältesten Brüdern mit in den Rath ziehen müssen, obgleich diese keine hohe Würden bekleideten. Es fragte sich hier nämlich um nichts Geringeres als: ob es rätlich wäre des Papstes Sendschreiben vor dem versammelten Kapitel zu offenbaren, oder den Inhalt desselben als Geheimniß des Geheimraths zu betrachten. Der Inhalt des päpstlichen Sendschreibens war so ganz eigner Art, daß die verschiedenartigsten Empfindungen davon erweckt wurden. Boulogne zwar und Pruino, der Dauphin und Peyraud, sie schwiegen; hingegen konnten der Wildgraf Hugo und Montroyal ihr Bestreben, ja, ihre Entrüstung nicht verbergen.

„Da haben wir's!“ — rief der Erstere. —
 „Uns will man von Cypern losreißen, damit der

auf unsern Ruhm eifersüchtige Willaret freiern Spielraum habe —!“

„Ja, bei Gott und unsrer lieben Frau!“ — fiel Montroyal dem Deutschen bei. — „Fein, sehr fein angelegt der Plan, uns die Gelegenheit zu nehmen, den Ruhm, den wir so lang bewahrt, auch ferner zu erhalten; aus Rittern will man Federfuchser machen, und statt dem halben Mond zu begegnen, sollen wir päpstliche Runtien vor uns sehen; oder auch wohl gar mit unbärtigen Knaben verkehren, die für eine Schmeichelei den Ritterschlag empfangen, für die glatten Worte bei einem Hoffeste irgend einem schönen Weibsbilde gesagt. Ist es nicht schon genug, daß die ganze Christenheit wie im Schlafe liegt, und uns nun auch das letzte Stückchen von dem heiligen Boden entrissen worden, von der heiligen Erde, die so viele unsrer Brüder mit ihrem Blute getränkt? Es soll uns auch nicht einmal die Hoffnung bleiben, den hündischen Sarazenen wieder anfallen zu dürfen! Den Großmeister will Sr. Heiligkeit, um mit ihm zu überlegen — Warum denn ihn just? da doch Boulogne zehnmal eher mit geistlichen Herren kramen kann —?“

„Still, still, Montroyal“ — unterbrach ihn endlich der Meister. — „Gehorsam gegen unsern Superior, den einzigen in der Welt, ist unsre Pflicht, so gut als Jeder von uns das Gelübde des Gehorsams unverbrüchlich halten muß. Doch das nebenbei. Seine Heiligkeit hat auch den Billaret zu sich berufen nach Avignon; vermuthlich auch den Großmeister der deutschen Herren. — Wer weiß, Clemenz V. wird sein Pontificat auf gottgefällige Weise antreten wollen; und wir, die Vorsteher der kriegerischen Orden, unser Gutachten über einen neuen Kreuzzug abgeben. Das scheint mir des Papstes Absicht, das sein Zweck, und der ist wahrlich bedeutungsvoll für die ganze Christenheit.“

„Bergönnet mir das Wort, lieber Herr“ — trat der Deutsche wieder hervor; und nachdem der Meister ihm bejahend zugewinkt, erhob der Bildgraf die freie Rede. — „Verbrechen wär' es hier zu schweigen, von dem zu schweigen, was mir noch wie im Nebel vor den Sinnen schwebt. Einen neuen Kreuzzug sagt Ihr?! Wer könnte wohl noch auf ein Christenheer rechnen, da die Führer von allen Heeren stets durch Uneinigkeit unter sich das

Verderben herauf beschworen? Soll ich Euch an das Treffen bei Masture erinnern, in welchem der Graf von Artois, des heiligen Ludwigs Bruder, unter den Streichen der Sarazenen fiel, weil er dem Befehl des Tempelherrenmeisters, der dort den Vortrab führte, nicht Folge leisten wollte — ? Auch der Meister fiel nach ihm, nachdem seine tapfern Thaten ihn der Unsterblichkeit werth gemacht. Das ist noch nichts gegen die großen Verluste, welche stets das Kreuzheer wegen der Uneinigkeit der Führer betroffen. Man muß erröthen, daß so vielen tapfern Herren auch darum Demüthigungen zu Theil geworden. Und Seine Heiligkeit, meint Ihr, wollte auf's Neue das Kreuz predigen? Ich bitte Euch, Herr, versehet Euch dessen nicht von einem frühern Erzbischof von Bordeaux, der dem französischen Könige den apostolischen Stuhl zu danken hat. O, ich sehe es kommen, daß dieser König Clemenz den Fünften, welchen er selbst erhoben, noch weniger schonen wird als Bonifaz den Achten! Unerhört in der Christenheit, beleidigte sein Helfershelfer, Nogaret, den Papst persönlich in Anagni; und Scianna Colonna schlug den heiligen Vater mit der Faust in's Gesicht!

Bedenket nun, lieber Herr und Meister, die colonnische Parthei siegte in Perugia; und zu ihr gehört der Legat des neuen Papstes, gehört der Cardinal von Ostia!“

Tiefe, finstre Falten lagerten sich auf des Meisters Stirn. Peyraud bemerkte es und wandte das Wort an den Wildgrafen:

„Hätte ich doch nicht geglaubt, lieber Herr, daß Euer zufälliges Erscheinen hier auf Cypern so mächtig eingriffe in die Berathschlagungen der Ordenshäupter! Daß man Euch in Perugia und Lyon nicht mit den Ehren überhäufte, welche dem von Gottes Gnaden erwählten Meister zukommen; daß Euer deutscher Stolz dort nicht gesättigt worden —“

„Was!“ — fuhr der Wildgraf auf, und höher und höher flammte sein Auge. — „Hat sich denn der Welt Ordnung verkehrt, daß Beleidigungen im Geheimrath des Großmeisters der Tempelherren heimisch sind?!“

„Still! ich gebiete Euch“ — erhob sich der Großmeister. — „Bei dem Gehorsam, den Ihr gelobt, nicht ein Wort ferner! — Boulogne, sagt

Eure Meinung, lieber Herr, was denket Ihr davon?"

„Ich meine, daß es eines Legaten nicht bedurft hätte, wenn der heilige Vater uns nur zu sich berufen wollte. Warum sondte er ihn nicht auch an Willaret?"

„Bedenkt, lieber Herr" — warf der Meister ein, — „daß die Ritter vom Tempel die wichtigsten sind in der Christenheit, und nicht ein anderer Orden vorhanden ist, der sich einer solchen Würde zu rühmen hätte als der unsrige. Wohl ziemte es dem heiligen Vater, die Achtung gegen seine beste Stütze, auf die er trogen könnte gegen eine Welt, so hoch zu achten."

„Ich nehme das Wort aus Eurem Munde, lieber Herr und Meister" — beharrte der Deutsche wieder. — „In Eurem geheimen Rath darf man davon sprechen, was des Ordens tieffstes, undurchdringlichstes Geheimniß ist. Auf uns gestützt, sagt Ihr, könne Seine Heiligkeit einer Welt trogen — ganz recht! und jeder Tempelherr darf stolz sein auf die Kraft des Ordens. Doch möge Eure Weisheit sich nicht von dem Stolz allein verleiten lassen; zwanzigtausend in den Waffen wohlgeübte

Mannen, und das Vermögen, ein eben so großes Hülfsheer hinstellen zu können: das dürste einen um seine Herrschaft eifersüchtigen König, wie Philipp von Frankreich, wohl eine schlaflose Nacht kosten.“

„Bei Gott und unsrer lieben Frau“ — zürnte Jacob von Molay, — „Eure leichtfertige Rede bringt an's Licht, was ich kaum zu denken wage —“

„D, denket, lieber Herr und Meister, denket reiflich darüber nach; ersinnet Ausflüchte; jezt werden sie Euch nicht schwer. Denn wenn Ihr wachsam lieget zwischen der Christenheit und den Heidenvölkern, so thut Ihr als Meister Eure Schuldigkeit. Wolltet Ihr ja doch den Generalvisitator nach Frankreich schicken; gebt ihm der edlen Herren noch eine gute Zahl an die Seite, so wird Seine Heiligkeit sich keinesweges über Nichtachtung zu beklagen haben.“

„Dem Großkomthur von Deutschland muß ich beistimmen“ — waren des Dauphins erste Worte. — „Das eifersüchtige Streben der Ritter vom Hospital würde freiern Spielraum haben, wenn unser Herr und Meister Cypren verliesse; der Fürst von

Tyrus, der Regent, wie er auch freundschaftlich mit uns eingezogen, und wir ihn gastfrei aufgenommen, er wird der Gelegenheit froh sein, des Ordens Haupt nicht im Hauptsitz des Ordens zu wissen.“

Der Bildgraf suchte des Dauphins Blick; doch wollte ihm das nicht gelingen, denn der Großprior von Normandie hatte einen andern Grund, die Reise nach Frankreich zu widerrathen, und wußte, daß Jacob von Molay nicht ohne ihn sie unternehmen würde. Aber auch der Schatzmeister äußerte jetzt seine Meinung:

„Gutes kann sich der Orden keinesweges von Philipp von Frankreich versehen. Wer war am Meisten gefährdet, als er den Werth der Münze eigenmächtig heruntersetzte und das Volk sich darum empörte? Wir waren es. Und nun heißt es gar, Tempelherren hätten an dem Aufstande Theil genommen, hätten ihn geleitet. Des Königs Rachsucht kennt Jeder — Gott weiß, was er bei dem neuen Papst für Klagen gegen uns anbringen will! Mag er es thun, wenn unsre Kräfte nur nicht zerstückelt sind, wenn wir der Gewalt Gewalt entgegen setzen können.“

„O, daß mein Ohr solches hören muß!“ — rief der Großmeister. — „Nein, nein, liebe Herren, der König ist mein Freund; und er, der selbst einmal den Wunsch gehegt, sich enger und persönlich mit dem Orden zu verbinden; ihn werde ich in meinem geheimen Rath nicht länger verunglimpfen lassen. Das ganze Kapitel soll versammelt werden in dieser Nacht. Dort wird es sich entscheiden, was ich zu thun habe und zu lassen. — Begebt Euch jetzt in den Speisesaal, nicht in den Konvent. Genießet der Freuden des Mahles; doch die hohen Gäste schonet selbst mit Blicken; handelt weise, wie es sich ziemt in so schwerem Augenblick. — Ihr, Großprior von Normandie, führet den Fürsten von Tyrus zur Tafel; den Legaten Seiner Heiligkeit hole ich selbst.“

Auf den Wink des Meisters entfernten sie sich Alle mit den verschiedenartigsten Empfindungen in den Herzen. Ein königliches Mahl war bereitet worden; und auch hier behielt der Großmeister selbst die äußern Zeichen seiner Würde bei, welche ihn unumschränkten Herrschern gleichstellte. Der Kardinal selbst sprach das Gebet. Es würzte das Mahl, welches, da die Tempelherren stets dem

Morgenlande nahe lagen, aus feinern Speisen bestand als das eines Königs von Frankreich. Die Insel selbst gab köstlichen Wein, und herrlich glänzte er, wie Gold, in reichen Pokalen. Zwar gebot die Regel, den Wein mit Wasser zu vermischen; aber das wurde nicht so streng genommen, da die beiden hohen Gäste diese Regel wohl kannten, ihr aber nicht huldigten; hier saß man auch nicht im Konvent zu Tische, d'rum war es den Brüdern erlaubt, eines ernsthaften Gespräches mit einander zu pflegen. Der bei Weitem größere Theil von ihnen, im Getreibe der Feldlager gereift, mit Schlachten seine Lebensstage bezeichnet, verlor bald den letzten Anstrich von mönchischem Wesen; denn der Wein entkleidete sie dessen. Das schien der Augenblick zu sein, welchen der Kardinal von Ostia erwartet hatte. Er trank auf das Heil des neu erwählten Oberhauptes der Kirche, und silberhell klangen die schäumenden Pokale. Nach ihm erhob sich der Großmeister, sprach kräftige Worte zum Trunk, sie bezogen sich auf die einzige Hoffnung seines Lebens: auf die Wiedererobrerung des heiligen Grabes. „Wenn erst“ — fügte er hinzu, — „ein christlicher König wieder in

Jerusalem thront, dann möge sich das Bahrtuch über meinem Leichnam breiten.“

„Ein frommer Wunsch“ — gab der Kardinal zu, — „werth mit goldnen Lettern auf Sanct Peters Stuhl zu prangen. Nun, wer weiß, ob nicht bald die Aussicht auf Erfüllung desselben sich öffneth?“

„Wie meint Ihr das, Herr Kardinal?“ — fragte Jacob von Molay mit dem Feuer eines alten vom Wein erregten Mannes. — „Sollte Seine Heiligkeit —?“

„Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen“ — meinte der Kardinal nach einigem Sinnen; — „auch kenne ich des Papstes wahre Meinung nicht ganz genau; doch — es sind ja lauter edle Herren und Ritter um mich her, welche mein offenes Vertrauen nicht mit Schwachhaftigkeit vergelten. Ich hörte den heiligen Vater sagen: Ein Christenheer, wie dergleichen sonst gewesen, ist weder aufzustellen, noch verspricht es einen guten Erfolg; doch giebt es drei kriegerische Orden in der Christenheit, wenn die zusammenhielten; es sollte bald die heilige Stadt einen Christenkönig einschließen. — Es waren nur Worte, die Seine Heiligkeit gesprochen;

doch, bei allen Heiligen! die Worte waren gut gedacht und gut gefest. Mag's denn kommen, wie es wolle, so habe ich doch einen weisen Plan darin erkannt, und wünsche nur, daß die hochberühmten und mächtigen Orden Hand in Hand mit Seiner Heiligkeit gehen mögen."

Aber der Kardinal hatte sich verrechnet; es war still geworden, es blieb still; und, um sich der Verlegenheit zu entreißen, sprach er das Gebet zum Schluß des Mahles.

Achtes Kapitel.

Nachdem der Großmeister den versammelten Brüdern des Papstes Willen mitgetheilt, zog er sich in seine Gemächer zurück. Aber dieses Mal verhandelte er nicht mit Boulogne, sondern er blieb allein. Irgend ein Etwas erfüllte ihn ganz und gar, nur war er mit sich selbst noch nicht im Klaren. Wohl alle Tempelherren außer ihm traueten des Kardinals Worten nicht; doch Molay's Brust war empfänglich für sie: weil sein Ehrgeiz, der doch auf so herrliche Weise befriedigt worden war, da er Großmeister der Tempelherren geworden, neue Nahrung gefunden.

Die Art und Weise, wie damals Jacob von Molay zur Großmeisterwürde gelangte, zeugt von einem in Geschäften wohlverfahrenen Mann. Peyraud und er standen auf der Wahl; der Erstere hatte die meisten Stimmen für sich, und doch gelang es Jacob von Molay ihn zu überflügeln. Mochte nun List angewendet worden sein oder was sonst, der neue Großmeister erwarb sich den Beifall all' derjenigen, zu welchen der Schall seines Namens drang. Es gehörte überhaupt viel dazu, in jenem Zeitpunkte nicht zu straucheln; daß der Orden in mancher Beziehung von den Regeln abwich, welche ihm der heilige Bernhard selbst vorgeschrieben hatte, das ist leicht begreiflich; denn beinahe zwei Jahrhunderte waren darüber hinweggegangen, und sämtliche vier Gelübde, die Grundpfeiler der Ordensregel, konnten unmöglich in ihrer alten Kraft bestehen. Zuörderst das Gelübde des Gehorsams. Eine später verfaßte Regel mußte lediglich und allein, wegen der vielen und mannigfachen Vergehungen gegen dieses Gelübde so strenge Strafen darauf gesetzt haben; obgleich der Tempelherrenorden, im Vergleich gegen andere, gelinde Strafen hatte. Das Gelübde der Armuth, wie konnte

es von dem ganzen Orden gelten, da er der reichste, war in der Christenheit? *) Zwar lautete die Regel, ein Bruder dürfe nicht mehr Geld bei sich führen als 4 Heller, was er darüber habe, würde als Raub angesehen; und es sind der Beweise tausende vorhanden, daß dagegen ungestraft gesündigt wurde. Das Gelübde der Keuschheit; man denke sich eine erlesene Schaar der kräftigsten Männer, der bei Weitem größere Theil in der Blüthe der Jahre; ein sorgenfreies Leben, welches die geistige Nichtbeschäftigung nur noch mehr dem thierischen Instinkt näherte; man denke sich diese Männer unter dem Strahl der asiatischen Sonne in des Lagers buntscheckigem Gewoge und Gedränge, heute trunken vom guten Wein, morgen vom herrlichsten Siege, bald das Harem eines sarazenischen Heerführers ergreifend, und bald in einer eroberten Stadt reizende Weiber findend — wie mußte es da um das Gelübde der Keuschheit stehen! Freilich wurden Vergehungen dieser Art sehr hart be-

*) Er soll jährlich 50—60 Millionen Francs Einkünfte gehabt haben; da doch Philipp der Schöne, nur 2,500,000 Frcs. aus seinen sämtlichen Domainen zog.

strakt; mußten aber diese Strafen eben den Neider des Tempelherrn oder den Feind desselben nicht auf die Vermuthung führen, daß diejenigen, welche die Strafe fürchteten, bei den Spartanern in die Schule gegangen sein mußten, und ein Verbrechen von ihnen erlernt, welches man mit Schamerröthen nur mit dem schonenden Namen: das Verbrechen wider die Natur belegt? Warum sieht der aufmerksame Forscher in dem bigotten Mönch nur den Stumpfsinn dargestellt? Weil er den Gesetzen der Natur Troß bietet; und die beleidigte Natur rächt sich an ihm auf eine ihm unbewusste Weise. Die Tempelherren waren kriegerische Mönche; wer hätte von ihnen Heldenthaten erwarten dürfen, wenn sie stumpfsinnig wurden? — Das Gelübde, die Pilger auf ihren Wallfahrten zu beschützen, hatte jetzt eine ganz andre Bedeutung, als da Hugo von Paganis und seine Gefährten aufgestanden waren. Wenn etwa dieser oder jener Gläubige, oder von Verbrechen Belastete am heiligen Grabe beten wollte, dann half ihm das nächste Tempelherrenhaus auf eine ganz andre Art, als Hugo von Paganis es vermocht hatte; nämlich es wurden in dem Tempelherrenhause die baaren

Gelder der Wallfahrer in Wechsel umgesetzt und für diese Erleichterung der Reise eine ziemlich starke Vergütung genommen. Wie es jedoch überhaupt um das vierte Gelübde stand, erhellet schon daraus, daß die Christen nicht einen Strich Landes in Palästina mehr inne hatten, am wenigsten aber die Tempelherren, gegen die auf die grausamste Weise stets verfahren wurde, weil als Lösegeld für einen so tapfern Mann nicht mehr als ein Gürtel und ein Messer gegeben werden durfte. Der ganze Schutz der Tempelherren erstreckte sich daher nur auf Wechselgeschäfte. Es konnte daher unmöglich eben sowenig die Regel streng gehalten werden, als Vergehungen gegen dieselbe streng bestraft werden konnten; um des Vortheils des ganzen Ordens willen hingegen war der äußere Schein nothwendig; wie hätte es sonst wohl noch Leute geben können, welche ihre zeitlichen Güter dem Orden vermachten oder auch dahingaben, um der ewigen Güter desselben theilhaftig zu werden? Wie bei allen Körperschaften ging es auch bei der Tempelherren: die untergeordneten Mitglieder kannten nur das Gesetz, während die oberen in den Geist desselben eingedrungen waren; für sie war das

Gesetz nur darum vorhanden, damit es ihnen das Regiment des Ganzen erleichterte, und wie mancher Gesetzgeber sogar sündigt nicht gegen das was er gebietet! Hier auf Cypren, die eigentliche Residenz des Tempelherrenfürsten, waren auch die klügsten Männer der Verbrüderung um ihn versammelt; da konnte man nicht verfahren wie in irgend einer untergeordneten Komthurei, und doch mußten die Gesetze scheinbar in ihrer Kraft erhalten werden. Das war keine leichte Aufgabe für einen Jacob von Molay, und dennoch strauchelte er nicht.

In andern Beziehungen war das jetzige Verhältniß des Großmeisters auch nicht gerade das leichteste. Peyraud, ihm zwar zum feierlichen Gehülften an die Seite gestellt, zum Rathgeber, hatte bis dahin niemals seines Vorgesetzten Vertrauen in so hohem Grade als Boulogne besessen. Das Warum? lag in der Sache selbst. Konnte etwa Peyraud schon vergessen haben, daß ihn Jacob von Molay bei der Wahl besiegt? Und wie auch die Einigkeit der Tempelherren im Kriege das Höchsthochwendigste war, so bildeten sich doch wohl im Frieden Partheien, zumal hier, wo Peyraud's

Anhänger noch lebten. Dies Alles und die Aeußerung des Bildgrafen ob des tiefsten Geheimnisses des Ordens hatte den Großmeister vermocht, allein mit sich selbst zu bleiben. Des Cardinals Worte hatten einen Funken in seine Brust geworfen, der den längst darin vorhandenen Zunder aufglimmen machte, und den die Einbildungskraft bald bis zur Flamme aufzagte. Seit dem Verlust von Afrika dachte man kaum noch an die Wiedereroberung des gelobten Landes, denn sechs Millionen Christen und vier Millionen Sarazenen waren vergebens in den Kreuzzügen zu Grunde gegangen; der religiöse Eifer war erkaltet; wer hätte wohl an einen andern Kreuzzug noch denken mögen?! Um so kühner war der Gedanke, lediglich und allein durch die drei mächtigsten kriegerischen Orden einen neuen Versuch zu machen; der nicht zu gewagt war; denn aus den unzähligen andern Ritterorden würden sich kühne Männer angeschlossen haben, um Ehre und Ruhm und himmlischen Vortheil zu erwerben. Die Tempelherren nun, der mächtigste Orden, er durfte mit Recht den Vorzug behaupten, wenn nicht Kaiser oder Könige zum Kriege aufgerufen wurden. Wem

außer dem Großmeister der Tempelherren wurde dann der Thron von Jerusalem zu Theil?

Der Gedanke war so lockend, daß ihn Jacob von Molay gleich wie ein kostbares Kleinod in seinem Busen verschlossen hielt; der Gedanke ließ ihn auch nicht ruhen, und erst lange nach Mitternacht, da des Morgens Strahl der Kerzen Licht verdunkelte, durfte ihn sein Kammerdiener Georg entkleiden. Wie fest aber seine Seele sich an diesen Gedanken gefogen, das leuchtet daraus hervor, daß er ihn selbst bis in den Traum begleitete, in einen Traum beseligend und auch beruhigend. Den Stifter des Ordens sah Jacob von Molay vor seinem Lager, Hugo von Paganis, ärmlich zwar, aber doch freudigen Blickes, und in tiefster Verehrung fühlte sich der Meister vor dem Stifter des Ordens niedergeworfen; der nun legte ihm die Hand segnend auf's Haupt, und wie Himmelston säufelte es aus seinem Munde: „Sei mir gesegnet, Du wackerer Kämpfer Christi, Du treuer Jünger! Des Himmels Gnade will ich Dir verkünden! Ich bin herabgestiegen aus dem Lande der Seligen, denn das Geheiß des alleinigen Gottes vermochte mich dazu und gab mir Kraft. Durch Seraphim

und Cherubim sprach er zu mir: Du sollst die höchste Seligkeit nun schauen, der Du gestritten für den eingebornen Sohn. Schwing' Dich hinab in's irdische Gefilde und sieh die Früchte Deiner Thaten; was Du gedacht, ein Reich Gottes zu gründen, das erfüllet sich jetzt; Sion wird neu erstehen und die Stätte, wo er die Menschheit durch sein Blut versöhnte, wird nicht mehr in unheiligen Händen sein!" —

Wie sehr mußten die übrigen Brüder erstaunen, als ihnen schon am frühen Morgen der Befehl wurde, nach der None sich bereit zu halten, indem der Großmeister dem päpstlichen Legaten die Abschiedsaudienz ertheilen würde. Der weise Boulogne konnte sich das nicht erklären; nicht einmal ihn hatte der Meister zu Rathe gezogen! Es war leicht voranzusehen, daß diese Versammlung eine der glänzendsten werden würde. Das Kapitel versammelte sich gleich wie ein königlicher Hofstaat; der päpstliche Legat mit seinen vorzüglichsten Begleitern, und ebenso der Fürst von Tyrus; der Großmeister erschien zuletzt, von Boulogne und Peyraud bis zu seinem Throne geleitet. Die verschiedenartigsten Gedanken sah man auf den ernstern

Gefichtern der Brüder ausgedrückt. Am verbrüestlichsten war Montroyal, der, wie es schien, mit dem größten Widerwillen in seinem Schweigen verharren mußte, und den Blick nicht von den Schriften wenden konnte, welche Boulogne trug. Der Großmeister nahm diese Schriften aus Boulogne's Hand, winkte dem Kardinal; dieser trat mit aller Ehrerbietung vor den Großmeister hin.

„Hochwürdiger Herr“ — begann dieser, — „Wir sind Seiner Heiligkeit blinden Gehorsam schuldig in Allem was der Kirche Oberhaupt von Uns erheischt. Drum möge Seine Heiligkeit nicht mißdeuten, daß eine Verzögerung Statt finden muß; es ist noch zu Vieles zu ordnen und zu beschaffen, ehe Wir über das Meer gehen können. Bringet daher dem heiligen Vater die Versicherungen Unserer Liebe und Anhänglichkeit, so bald des Ordens Geschäfte hier auf Cypem für Unsrer Abwesenheit geregelt sein werden, erscheinen Wir selbst vor Unserm Superior, und bringen Unsrer Huldigung mündlich dar. Möge der Statthalter Christi so glücklich sein, daß er das Kreuz so weit pflanze, als die Erde reicht; wir wollen nicht er-

müden, Seiner Heiligkeit darin kräftiglich zu unterstützen.“

„Wer könnte sich eines Andern von Euch, hoher Herr, und dem berühmtesten Orden versehen! Daß mir die Ehre zu Theil wurde, als Abgesandter des heiligen Vaters zu Euch zu kommen, das wird mir durch mein ganzes Leben als das Beste erscheinen, welches ich erringen konnte.“

Bei diesen Worten hatte der Kardinal sich tief verneigt, indem er zugleich die Schriften aus des Meisters Hand empfangen.

„Wir werden Euch nicht selbst nach Minove begleiten können, Herr Kardinal; doch sollet Ihr mit einem Gefolge dort wieder einziehen, wie es Eure Auszeichnung erheischt. Uns fesseln jetzt die Geschäfte an Nemofia. Wollet Euch also beurlauben, Herr Kardinal-Legat; morgen könnt Ihr in Minove sein, und Euch sofort einschiffen.“

Der Kardinal mochte wohl froh sein, daß der Meister diese Audienz abkürzte, denn er that schleunig nach des Meisters Worten; beurlaubte sich und wurde entlassen. Als er durch die Reihen der Brüder dahinschritt und zu beiden Seiten sich ver-

neigte, da begegneten ihm so sehr mißtrauische Blicke, daß er froh war, als er dieser unheimlichen Gesellschaft entgangen. Mit dem Fürsten von Tyrus hatte der Meister noch weniger zu besprechen; es war jetzt von einer neuen Landung, von einem neuen Anfälle des allgemeinen Feindes durchaus nicht mehr die Rede. Jacob von Molay dachte jetzt ein viel größeres Werk zu vollenden. Was konnte ihm noch an Unternehmungen liegen, wo die Gefahr, mit welchen sie verknüpft waren, mit dem wenigen Ruhm der magern Beute nicht in dem richtigen Verhältnisse stand?

Der Audienzsaal war leer geworden; nur Einer war darin geblieben, der wieder mit sich selbst allein sein wollte: Jacob von Molay. Wie sehr hatte er sich verändert in so kurzer Zeit! Keinen der Brüder wagte er in sein sonst so offnes Herz blicken zu lassen, und was er in sich trug, das war für ihn doch zu schwer, um es ganz zu verschweigen. Ohne es selbst zu wissen, stand der Meister, mit auf dem Rücken zusammengehaltenen Händen, gedankenvoll inmitten der weiten Halle. Er schien mit sich selbst uneinig; bejahende und verneinende Bewegungen des Hauptes bekun-

deten das; und sogar in laute Worte ergoß sich dasjenige was er dachte.

„Gesteh' es Dir nur selbst, daß Du an der Glorie des Kreuzes Dich versündigst; selbstüchtig nur auf den eigenen Vortheil bedacht, denkst Du einem Gedanken nach: eine Krone möchtest Du auf Deinem Haupte wissen, das ist Dein ganzes Trachten.“

Nach einem kurzen Schweigen vertheidigte er sich vor sich selbst: „Warum klage ich mich an? Erfülle ich nicht das tieffste Geheimniß des Ordens? Durch alle Lande der Christenheit sind die Meinigen verbreitet; wie wäre es, wenn ich sie alle um mich versammeln könnte? wenn ich herrschte in der Stadt Gottes, und das heilige Land durch so viele wackere Männer gegen jeden Unfall geschützt wäre? Der Gedanke schon ist ein ganzes Leben werth! Hat doch der Orden der deutschen Ritter ein ganzes Land für sich inne — sollten wir Tempelherren nicht ebenfalls darnach streben? Und wenn Clemenz die drei Orden mit einander verbindet, wenn der Himmel uns Sieg verleiht; auf wen anders kann die Wahl fallen, den Thron

in Jerusalem zu besetzen, als auf mich eben?! Billaret —? Ha! was wollen die vom Hospital, wenn man uns in die andere Waagschaale legt? Uns gehört der heilige Boden, von Gott und Rechtes wegen; wir haben ihn mit Strömen Blutes bezahlt —“

„So denke ich auch, Meister“ — Klang es hinter ihm. — „Warum erschrecket Ihr? Komme ich Euch etwa ungelegen? Die letzten Worte hörte ich, so Ihr gesprochen. Ihr schient im wachen Traum. Und wahrlich, Meister, ich suchte Euch. So Manches wirrt und drängt sich in meinem Kopfe; ich kann's Euch nicht verhehlen, daß mir ganz eigene Gedanken aufgestiegen sind ob des Papstes unverbürgten Vorsatz.“

„Laßt hören, Dauphin“ — faßte sich der Meister wieder. — „Wer weiß, ob in Eurem jugendlichen Kopfe der Gedanke nicht eben so reif sei, als bei Boulogne und andern alten Brüdern?“

„Bergebt jedoch, lieber Herr und Meister, wenn ich etwa vorschnell das wahrste Wort gebrauche, und nicht erst prüfe oder Euch ausspähe, was Ihr etwa darüber denkt. Der Papst will

die drei Orden vermögen, Palästina wieder zu erobern; — gelingt es ihm, so werden weltliche Ritter, Fürsten und Herren mit ihren Ansprüchen an den Thron von Jerusalem hinter den drei Orden zurückstehen müssen; einem von den drei Orden muß das Königreich von Jerusalem zufallen, dem besten und mächtigsten zumal, folglich uns.“

Der Meister sah den Dauphin mit langem verwunderten Blick an. Drauf sprach er langsam und mit bedeutungsvollem Ton: „Bei unsrer lieben Frau! Ihr seid Euren Jahren vorausgeeilt. Doch rathe ich Euch wohl, dasjenige zu verbergen, was Ihr mir vertraut; so wahr Ihr fürder das Ordenskleid zu tragen hoffet, so gewiß komme kein Wort von dem über Eure Lippen. — Mag's denn, bezeichnen das neue Jahr in seinen ersten schon eine der größten Weltbegebenheiten! Könige und Herren mit ihren eigensüchtigen Bestrebungen werden in diesem Kreuzzuge nicht viel gelten — Aber ein Heer will ich zusammenbringen, welches allein schon hinreichend wäre, die Macht der Sarazenen in ihren tiefsten Grundvesten zu erschüttern.

Jetzt wird es Zeit des Ordens Reichthümer zu offenbaren, und guter Sold wird uns tüchtige Krieger werben. Dann sollt Ihr sehen, wie mit einem Heer es sich Krieg führen läßt, welches dem Befehl eines Einzigen gehorsamt. — Bei Eurem Eide aber, Dauphin, schweigt von dem wie das Grab! Daß ich Euch vor Allen begünstige, lehrt Euch mein Vertrauen — Nur fortgeschritten so auf dieser Bahn, und es kann Euch nicht fehlen, wenn mich der Herr von hinnen ruft.“

Freundlich-ernst grüßte der Meister den Dauphin, und schritt an ihm vorüber. Der aber folgte ihm nicht, sondern sah ihm lange nach; und als des Meisters Schritte verhallt waren, sprach er in sich hinein; „So könnte es sich doch noch erfüllen, was eigentlich schon von der Wiege an mir bestimmt gewesen: Scepter und Krone, das sind Güter, um welche sich schon Etwas wagen läßt; und ein Purpur läßt große Sünden nicht einmal so häßlich scheinen, als die kleinsten aussehen auf dem weißen Mantel, den ich trage. Ich kann nicht so genügsam sein, daß mich dieser äußere Glanz des Ordens sättigte; meine Fürstenehre

empört sich gegen dies Kleinliche, dies Knabenhafte, welches die Brüder unter einander beobachten. Kengstlich wacht einer über den andern, ob er ihn nicht ertappe ob einer Sünde; denn heute oder morgen muß der Großprior von Normandie sich die Disciplin gefallen lassen! König aber — an dem Worte schon scheitert jede Regel.“

Unter der Thür trat dem Dauphin der Wildgraf entgegen.

„Euch suchte ich, lieber Herr, unter vier Augen hätte ich mit Euch zu reden.“

„Vergebt — mich drängt meine Zeit; ein andermal, Herr Graf -- ich muß zu dem Kardinal-Legaten.“

„Hat es denn so große Eile mit diesem Kardinal-Legaten?“ — fragte der Deutsche. Und mit prophetischem Tone fügte er hinzu: „Der wird immer noch zu früh zu dem Papst und zu Philipp von Frankreich kommen.“

„Zu früh!? Wie soll ich das verstehen?“

„Seht, lieber Herr, der Kardinal wird nicht zu früh nach Frankreich kommen, aber wir werden

zu spät einsehen lernen, daß er viel zu früh von
Cypern abgereist. Auf Wiedersehen denn! Wenn
Ihr von Ninove zurückkehrt, dann habe ich mit
Euch zu reden."

Neuntes Kapitel.

In der Thür des Hauses, wo der Greis und Selma wohnten, wurde der Dauphin nicht wie sonst empfangen. Die äußerste Vorsicht, ja Mißtrauen lag in dem langsamen Deffnen der Thür, und nicht Selma empfing den Freund mit glühenden Kuß, nicht sie führte ihn in das kerzenerhellte Gemach; nicht ihr Mund strömte über von süßzierenden Liebesworten — sondern der Greis empfing den Ritter, führte ihn, nach kargem Grüßen in das längst bekannte Gemach. Der Dauphin erschien hier ein ganz Anderer, als wenn er im Konvent oder im Kapitel war: der Ernst war von seiner Stirn gescheucht, und der gewöhnliche Anflug von religiöser Schwärmerei war in ein sehnsüchtiges Lächeln übergegangen. Nur das Befrem-

den über den ungewohnten Empfang ließ vermuthen, daß der Dauphin ehemals wohl noch freundlicher hier gewesen; denn so oft er das Auge umherwandern ließ, so oft er nach dem leisesten Geräusch aufmerksam lauschte, wurde er stets ernster, ja unruhiger. Hier war er sonder Zweifel recht heimisch; der Greis hatte ihn nicht zum Segen nöthigen dürfen, und wie einer drückenden Fessel entledigt, athmete er frei auf, als er sich in dem wohlbekannten Gemach erblickte. Der Greis saß ihm lange schweigend gegenüber; doch sein scharfspähender Blick sprach mehr als alle Worte, und als der Dauphin nun seiner Ungeduld nicht mehr Herr werden konnte, nach Selma fragte, da hatte er das Siegel von dem Mund des Greises gelöst.

„Herr,“ — antwortete dieser, — „des Mädchens Herz wird von Zweifeln zerrissen —“

„Wie das!? Woher stammen die Zweifel?“ — fiel ihm Jener erschrocken in die Rede.

„Laßt Euch sagen, Herr; man hat diesen Euren nächtlichen Weg erkundschaftet, ja, eines von des Ordens Häuptern war hier in meinem Hause.“

„Ihr nanntet meinen Namen doch nicht!?“

„Wie möget Ihr das denken, Herr? Doch schien Euch der Mann zu errathen. Selma nannte nur den Namen Guy.“

Der Dauphin verließ plötzlich seinen Sitz, schritt hastig und wie verwirrt im Gemache auf und nieder. Endlich schien er sich gefaßt zu haben.

„Alter“ — sprach er entschlossen, — „das ist eine böse Mähr, mit welcher Ihr mich empfangen. Beschreibt mir doch den Mann, auf daß ich mich vor ihm wahren könne.“

Der Deutsche war leicht in der Beschreibung des Alten zu erkennen.

„Und gerade Der!“ — knirschte der Dauphin durch die Zähne. — „Warum auch gerade Der? Das ist böß! sehr böß! — Ein Dämon hat ihn hergeführt nach Gypem — starr, schroff und trozig, wie ein Fels am brandenden Meere steht er da zwischen uns Allen, bietet Jedem kühn die Stirn, selbst dem Meister. Wär' er Franzose wie wir, es ließe sich wohl ein Wort mit ihm sprechen. Jetzt erst werden mir seine Fragen klar, seine Absicht mit mir allein zu sprechen: vorhalten wollte er mir

das Vergehen gegen die Regel — das ist es und nichts Anders.“

Tief sinnend, ohne sich um den Alten weiter zu bekümmern, schritt der Dauphin wieder auf und ab; dann aber fragte er plötzlich: „Und Selma —?“

„Fraget sie selbst, Herr, ich kann Euch das so nicht erzählen. Sie wird bald hier sein; noch schmückt sie sich, um würdig vor Euch zu erscheinen.“

„Ja — ich will sie selbst fragen. Ihr Herz würde sich empören, wenn der Mund um eines Athems Schwere ihm untreu würde, und Unwahres sagte — Wohin seh' ich mich aber plötzlich geführt!“ — fuhr er gegen sich selber sprechend fort, — „ich, der nach dem Höchsten am höchsten steht — weiß nicht, wie ich der Beschuldigung entgegen treten soll! — Und bin ich mich denn wirklich einer Schuld bewusst? Nein, wahrlich nicht.“

„Das denke ich selbst, Herr. Mit Freuden hab' ich Eure Liebe wachsen sehen, Selma's Liebe und die Eurige; wo zwei Herzen in solchem Zu-

sammenklänge schlagen, der Pol des einen aus dem des andern entnommen ist, sollte man da nicht den Wink des Himmels d'rin erkennen: der Mann ist für das Weib, das Weib für den Mann; so spricht die Gottheit. Mir steht es freilich nicht an, das zu tadeln, zu dem Ihr Euch bekennt; doch das Eure Weise nicht die rechte sei, das muß Euch jetzt wohl klar geworden sein. Sagt an, Herr Ritter, und Wahrheit bei dem Gott, den wir Alle glauben — könntet Ihr den Verlust des Mädchens tragen?“

„Fragt nicht weiter!“ — entgegnete der Daphin barsch. — „Vom Verlieren ist hier nicht die Rede; so stark bin ich mindestens, durch Geburt und Rang, daß ich mit diesem Arm das Liebste mir auf Erden erhalten könne.“

„An diesen Worten erkenne ich den Rittersmann. Wahrhaftig, Herr, ich beneide Euch um dieser Charakterstärke willen. Schlagt Euch die Sorge darum aus dem Kopfe; die wenigen Stunden, welche Euch hier vergönnt sind, sollen durch keine böse Gedanken gestört werden; wir haben uns recht nach Euch gesehnt. Selma verging bei-

nahе in Angst um Euch, denn der Ritter sprach so drohend, daß sie das Aeußerste fürchten mußte.“

„Nun ja“ — gab der Dauphin mit wegwerfender Miene zu, — „er ist ein Deutscher; und das ist genug. Wär' er Franzose, er würde anders denken. An Würde ist er mir gleich, auch an edler Geburt; doch hängt er noch gar zu sehr am Vorurtheil, ist noch nicht so weit vorgedrungen in den wahren Begriffen von Gott und Seligkeit, als wir andern Häupter des Ordens. Wäre er einer von den Brüdern, die minder bedeutend sind, so würde ich's ihm verzeihen, denn diese müssen glauben; und der blinde Gehorsam, welchen sie den Glaubenslehren zollen, ist der beste Grundpfeiler des ganzen Gebäudes.“

„Da kommen wir wieder auf den längst besprochenen Satz. Es freut mich immer, wenn ich Euch so vernünftig sprechen höre — ganz meine Ansicht, ganz die meinige. Glaube, wer dumm genug ist, nicht einsehen zu können; für den Erleuchteten giebt es keinen Glauben. Als ich heran- gewachsen war und mein Geist sich entfaltet hatte, da stiegen mir der Zweifel so manche auf; ich grü-

belte, und erkannte endlich die Wahrheit. Die Glaubensrichter nennen sie Deismus, und verkehren den, der zu dieser Wahrheit gelangt ist. Leiste mir Einer Bürgschaft, daß nicht einer von den Propheten, davon jeder Glaube einen oder mehrere hat, der wahre Prophet gewesen, der wahre Verkündiger des Himmelreichs; und ich möchte wohl behaupten, daß all' diese erleuchteten Männer in einem Zweck zusammentrafen — nur das Geschlecht, welches sie überlebte, verunstaltete ihre Absicht. Warum denn gerade Einen auswählen von Allen? warum ihm allein den göttlichen Geist zutrauen, da doch außer ihm schon hundert Andre vor ihm aufgetreten waren, hundert Andre nach ihm auftraten? Waren diese Hunderte denn Betrüger? wer bürgt mir denn für die Rechtschaffenheit des Einen? Ich habe mein Glück in mir gefunden, daß ich keinem von Allen glaube, und so will ich es fürder halten. Nur will mir nicht zu Kopfe, Herr — vergebt, daß ich so frei spreche — daß Männer, so hohen Geistes, als Ihr seid und die andern Häupter des Ordens, einem Wahn anhängen, einem blinden Glauben, der nicht beseligend kann — denn was ist Seligkeit? die Ge-

nüsse, welche das Leben bietet, das Leben hier auf Erden; unverbürgt ist jenes drüben; ein Thor ist der, welcher das Gewisse dem Ungewissen opfert.“

„Man merkt“ — lächelte der Dauphin, — „daß Ihr lange da gelebt, wo Mohammed gepredigt.“

„Ich will's Euch gelten lassen, Herr. Doch war seine Lehre den Einrichtungen des Schöpfers wohl angemessener als diejenige, welche so viele rüstige, von Kraft strotzende Männer dem Gesetz der Natur abwendig macht. Ist dem Menschen nur darum Vernunft gegeben, daß er der Natur Troß biete? Sehen wir nicht leblose Geschöpfe in Liebe sich vereinigen? Trägt nicht der laue West den Blütenstaub von einer Blüthe zur andern, daß sie zur Frucht taugbar werde? Nein, Herr, wer das Gesetz der Keuschheit gegeben, der hat niemals den Schöpfer in seiner wunderbaren Natur erkannt, der hat nie ein Herz in seiner Brust gefühlt, der hat nie Liebe empfunden.“

„So viel Wahres liegt in Euren Worten, und gerade jetzt finde ich, daß diese Wahrheit nicht zu meinem Glücke sei. Wenn ich ihr auch huldigen

wollte, ich dürfte es nicht, denn auf mich sind Aller Augen gerichtet. Nicht eigene Wahl hat den Entschluß in mir erzeugt, um des Ordens himmlische Güter die des Erdenlebens aufzuopfern — ein zwölfjähriger Knabe wurde ich dem Orden einverleibt. — Warum mußte ich auch Selma sehen! Ein hämißches Schicksal hat sie mir in den Weg geführt.“

„Ich würde es ein gutes Geschick nennen, Herr. Ihr kennt meine Ergebenheit, wißt, daß ich mein Leben für Euch hingeben würde, wenn's zu Eurem Nutzen und Frommen wäre. Weiß ich doch selbst nicht, was mich so gleich zu Euch gezogen, so fest mich an Euch geknüpft für immerdar; Eins nur weiß ich: ich möchte Euch glücklich wissen. Ich bin ein alter Mann: so Manches ist mir vorgekommen im Leben, und ich kann wohl sagen, daß mein Blick selten trügt. Ihr möchtet Alles opfern, nicht wahr, um Selma's Besitz?“

„Alles“ — gab der Dauphin zu, — „nur nicht Ehre und Ruhm.“

„Das bleibt ewig und immer die Ausbeute“ — sagte der Alte kopfschüttelnd — „aus dem Schacht

eines von Vorurtheil befangenen Herzens. Ehre und Ruhm — wo ist die Aussicht auf die? Seit Jahrhunderten haben sich zehn Millionen Menschen geschlachtet, um eines Hirngespinnstes willen geschlachtet, und kein Fuß breit Landes in Palästina ist den Christen geblieben — "

„Das wird anders werden!“ — fiel ihm der Dauphin mit edlem Feuer in's Wort. — „Es wird, sag' ich Euch, und nicht gar zu lange noch wird Cypren die Grenzmark sein.“

„Was wird's auch weiter werden!“ — forschte der Alte. — „Vielleicht wieder eine Landung, um die Beutegier zu befriedigen. — Und dabei sollte Ruhm und Ehre zu erwerben sein?! Nein, lieber Herr, das machet Ihr mich eben so wenig glauben, als Ihr wahrhaft Ruhm und Ehre darin findet. An die unbewachte Küste springen, sich herumwalgen mit einigen Ankömmlingen, den Unberufenen; und nur davon schleppen, was man zu tragen vermag — das, Herr, vergebt das Wort, kann auch der Räuber, ja, noch mehr, es ist sein Gewerbe.“

„Biel gesagt, Alter, viel;“ — des Dauphins Auge sprühete Vernichtung auf den Alten —

„aber“ — mäsigte er den Blick — „leider nur zu wahr.“

Dieses Eingeständniß ermuthigte den Alten noch mehr, und ohne Rückhalt sprach er weiter: „Welchen höheren Zweck haben denn jetzt die Orden? Reichthum häufen sie auf Reichthum, leben ein ruhiges Schlemmerleben und entkleiden die verschiedenen Nationen ihrer besten Mannheit. Ist das auch ein gottgefälliges Werk? Kirchen bauen sie und Kapellen; was kümmert den Schöpfer des Weltalls, dieses ungeheuren, unermesslichen, unbegreiflichen Domes ein armes Häuslein! Meint Ihr, Herr, es könne ihm gefallen, wenn die sogenannten Gläubigen d'rin eingepfercht auf die Knie fallen, sich die Brust schlagen, und bei jedem Stoßseufzer „Gott sei mir armen Sünder gnädig“ beten? Tretet hin unter den freien Himmelsdom, staunet das unermessne Heer der Sterne an, die majestätische Sonne und den goldnen Mond; Euer schweigames Staunen wird dem Schöpfer angenehmer sein als all' Eure ambrosianischen Lobgesänge.“

„Ihr seid ein Freigeist, Alter — “

„Und kommet Ihr jetzt erst zu der Erkenntniß?!

Ihr möchtet mir gern verbergen, daß Ihr selbst einer seid; und doch hab' ich Euch schon längst dafür erkannt: eben darum, Herr, seid Ihr mir so lieb und werth; eben darum schätz' ich Euch so hoch und will Euch glücklich wissen. Ich habe mir sagen lassen, es sei so süß, wenn man rühmlich bestanden im Kampfe, und heimkehrt und Weib und Kind an der Schwelle des Hauses harren. Was habt Ihr und Eure Brüder, wenn Ihr noch so rühmlich kämpft — den Anspruch auf Seligkeit drüben? Es ist doch zum Lachen, daß so viel kluge Männer dieser einzigen Thorheit anhängen. Wär' ich wie Ihr, und sollte müßig sitzen, wer weiß wie lange noch, ich würde das Kleid je eher je lieber von mir thun und leben im Genuß."

„Nichts mehr davon, nichts mehr. Dieses müßige Leben wird bald eine Endschaft erreicht haben. Doch gehört das nicht hieher."

„Bermuthlich wieder ein neuer Kreuzzug im Werke? Ja, ja, gesteht es nur. Doch daraus wird Nichts, Herr; man hat jetzt andre Sorgen, als daß man sich um Nichts Etwas zu schaffen machen sollte."

„Wo aber bleibt Selma?“ — fragte der Dauphin, um diesem Gespräch plötzlich ein Ende zu machen. — „Muß sie sich denn so lange schmücken? Hat ihre Schönheit in den wenigen Tagen so viel eingebüßt?“

„Ich werde nachsehen“ — war des Alten ganze Antwort, mit welcher er den Dauphin allein ließ.

Tausend und wieder tausend Empfindungen wirbelten und wogten in des Mannes Brust. Allein hier, um Mitternacht, auf sündigem Wege, auskundschaftet von dem Deutschen, befand er sich in einer Lage, die, wenn sein Stolz es zugelassen, ihn mit Angst erfüllt hätte. Die Anklage im Kapitel über einen so offenbaren Verstoß gegen eine der Hauptgrundregeln des Ordens würde eine entehrende Strafe nach sich gezogen haben; doch der Dauphin verließ sich auf des Meisters Zuneigung, um so mehr, da ein Geheimniß unter ihnen Beiden waltete, von welchem die andern Ordenshäupter sämtlich ausgeschlossen waren. Mit diesem Geheimniß hatte der Großprior von Normandie den größten Vorzug erlangt, und es war doch kein Zufall, daß der Zögling Jacobs von Molay diesen

in seinen Absichten begegnete. Dennoch stiegen Zweifel über seine Straßlosigkeit bei dem Dauphin auf, denn der Meister war nicht der alleinige Richter im Kapitel: jeder Bruder konnte seine Stimme behaupten; daß es dem Bevorzugten nicht allein an Neidern, sondern sogar an Feinden fehlte, lag in der Sache selbst, und sicherlich würde jeder Bruder, das leuchtete dem Dauphin ein, von seiner Stimme möglichst Gebrauch machen. An diesem Gedanken scheiterte des Dauphins Troß, die Einsamkeit vergrößerte seine Unruhe, aber ein Gedanke an Selma steigerte wieder die Kühnheit des kühnen Ritters.

Der Greis trat wieder ein zu ihm. „Herr“ — sprach er, indem er das alte Haupt besorglich schüttelte, — „weiß ich doch nicht was dem Mädchen ist. Als ich eintrat zu Selma, fand ich sie auf dem Polster liegen, abgewandten Gesichtes von der Thür, und sie verbarg mir das Gesicht. Als sie meine Stimme hörte, wandte sie das schöne Haupt, ihr thränenschweres Auge stand mit dem Glanz ihres Schmuckes im offenbarsten Widerspruch. — Ihr seid es Vater?! hauchte sie, und mir war's, als wenn ein Seufzer ihre Brust er-

leichterte. — Es ist gut, daß Ihr es seid, und nicht er. Ich könnte seinen Anblick jetzt nicht ertragen; und doch zieht mich mein Herz zu ihm, als wenn eine Houri des Paradieses den längst Geliebten, nun Seligen, empfangen soll! — Ich sage Euch, Herr, es lag ein Ton in diesen Worten, der selbst mein altes starres Herz rührte, und, um meiner Bewegung Herr zu bleiben, zog ich mich schnell zurück, Euch das zu hinterbringen.“

Wie gedankenlos ruhete des Dauphins dunkles Auge auf des Alten schweigendem Munde; plötzlich aber eilte er hinweg, Entschluß in Gang und Worten. „Sehen muß ich sie!“ — rief er, — „und sollte mein Herz an einem Blick von ihr verbluten!“

Der Alte sah ihm mit langem triumphirenden Blicke nach. —

Das Gemach im Erdgeschoß des Hauses, wenn auch nicht ärmlich zwar, hielt keinen Vergleich gegen dasjenige aus, in welchem sich Selma befand. Was der Orient an Bequemlichkeit von jeher erfunden, das war hier angewandt. Große Spiegel schmückten die Wände, zwischen ihnen fiel

grüne Seide, goldbefranzt, im schönsten Faltenwurf herunter. An goldnen Ketten hing eine Kugel von geschliffenem Stahl, in welcher sich Alles in verjüngtem Maaßstabe spiegelte, nach oben hin war die Kugel offen, eine Flamme schlug aus ihr empor, Ambradüfte im Gemach verbreitend. Auf einem Tische von geschliffenem Porphyrt standen crystallne Gefäße, blendend schöne Blumen bietend. Und alles Dies noch übertraf die Ruhestatt der schönen Selma. Schwellende Polster von weißem Seidenzeuge mit köstlicher Stickerei versehen, in welcher Perlen und Edelsteine glänzten, schmiegt sich wollüstig an die Wellenlinien des reizbegabten Körpers; und was nur Frauenschöne erheischt, das bot sich hier im schönsten Ebenmaße dar. Ein durchsichtiger weißer Stoff in nachlässigem Faltenwurf hüllte nicht allzuneidisch des Körpers herrliche Formen ein. Den kleinen Fuß zierte ein Schuh von grüner Seide mit goldner Stickerei; der Gürtel von demselben Stoff und auch die Spangen, welche die Arme umschlossen. Durch das dunkle, ungezwungen herabwallende Haar schlangen sich die blendend weißen Perlenschnüre, und die rosignen Fingerspitzen der rechten Hand

des Mädchens ruheten auf einem strahlenden Diadem.

Dieses Heiligthum hatte der Dauphin noch nie betreten; und so fand er Selma verführerisch reizend wie niemals. Starr und regungslos blieb der Dauphin am Eingange stehen, gierig sog sein Blick das Uebermaaß der Reize. Selma hatte das Haupt nach ihm hingewandt, schnell aber verbarg sie das Gesicht wieder, und weinte leise.

„Was ist Dir, Mädchen?“ — trat der Dauphin näher, — „warum scheuest Du meinen Anblick? bin ich Deinem Herzen etwa entfremdet worden? oder ist meine Liebe Dir lästig?“

Die letzte Frage riß das Mädchen mächtig auf. In halb liegender Stellung, auf den einen Arm gestützt, gab Selma die Worte zurück: „Was sagst Du, Guy? Was war das?! Weißt Du nicht mehr, daß Selma nur in der Liebe zu Dir athmet; daß Selma nicht mehr leben könnte, wenn diese Liebe aufhörte? Doch man hat mir gesagt, daß unsre Liebe sündig wäre — was kümmert's mich! aber Du, Guy, Du bist in Gefahr. Das hat man mir gesagt.“

„Leichtgläubige, wie konntest Du nur einen Augenblick an solche Mähr verschwenden? Du hast damit einen Diebstahl an unsrer Liebe begangen.“

„Ach, Guy, hättest Du ihn gesehen den ernstesten schönen Mann, hättest Du gehört, wie drohend jedes Wort aus seinem Munde fiel, Du würdest Deiner Selma nicht zürnen.“

„Er drohete?“

„Freilich, that er das. Und gerade sein offener, freier Blick gab diesen Drohungen vollkommene Kraft. Ich soll Dein entbehren, Guy! Womit habe ich versündigt, daß mir die einzige, höchste Lebensfreude gestört? Auf meiner Seele lastet kein Verbrechen, und doch stürmt es jetzt so feindlich auf mich ein, daß ich lieber dem Leben entsagen möchte, als, ohne Deine Liebe, es ferner noch hinzuschleppen.“

Dies Alles aber ging an des Dauphins Ohr ungehört vorüber; seine Sinne waren gefesselt von dem unaussprechlichen Liebreiz des Mädchens, und in sich selbst verloren, den Blick zu öftern Malen über die ganze Gestalt sendend, sprach er leise für

sich: „Diesem Meisterstück des Schöpfers könnt' ich nicht entsagen, und wenn ich mehr als tausend Leben darum büßen sollte.“

Selma aber hatte seine Worte wohl verstanden, reichte ihm die kleine Hand, und mit einem Ton, der sich in Jedermanns Herz so gern hineinstiehlt, fragte sie: „Ist das Dein fester Entschluß, Guy?“

„Du fragst noch!“ — preßte er des Mädchens Hand an seine Brust. — „Selma kann noch Zweifel hegen, wenn es sich um meine Liebe handelt? — Höre, Mädchen, mich schreckt keine Drohung. Wer Muth und Kraft besitzt, den schreckt man nicht so leicht. Aber ein Andres tritt unsrer Liebe entgegen; ich muß fort weit, weit über das Meer —“

„Ich Unglückselige!“ — mit dem Ausrufe war Selma von dem Polster aufgefahren, und wie in unauflösblicher Umarmung hing sie an des Dauphins Halse. Er umfing den schlanken Leib, küßte die zu ihm hinauf gerichtete Stirn des Mädchens, küßte die schwellende Lippe, und suchte es zu beruhigen. Aber die Leidenschaft der glühenden Zone ihres Vaterlandes loderte bei Selma auf: „Ich

sollte Dich missen, Guy? Dich sollte ich missen, meines Lebens Stern?! Des Meeres grüne Hügel und Berge sollten zwischen uns Beiden dahin rollen? Wir sollten uns nicht mehr in einem und demselben Mondstrahl baden? Nein, Du kannst nicht von mir gehen, oder — wehe mir — welcher Dämon bringt mir den Gedanken?!“

„Welchen Gedanken, Selma?“

„Du sagst, Du liebst mich, und fragst noch welchen Gedanken, da Du von mir gehen willst?! O, wie sehr bin ich zu beklagen! Klar, klar — Du hast mir nur Liebe geheuchelt.“

„Selma —!“

„Drohe, wie Du willst, mich schreckt nicht das Runzeln Deiner Stirn, mich schreckt nicht Deine Stimme. Könnte ich Dich in Flammen jagen, könnt' ich Deinen Zorn bis zur höchsten Stufe treiben, daß Du mir den Dolch in das lieberfüllte Herz bohrtest — welche Seligkeit gegen eine Trennung von Dir im Leben!“

Sie war von ihm hinweggeeilt, und abgewandt von ihm hielt sie beide Hände auf die Augen

gedrückt; sie konnten aber die dicken Tropfen nicht hindern, daß sie unter ihnen hervorquollen.

Gab es wohl jemals einen Liebenden, der nicht die Kraft einer Thräne von dem Auge der Geliebten geweint, empfunden? Zauberkraft ist es, eine unerklärbare, welche Empfindung auch diese Thräne hervorgepreßt. Sei es der wollüstige Thau, der feuchte Schleier, welcher sich bei der Hochentzückendahnenden meldet, sei es der bittre Tropfen, der das Herz vor dem Verschrumpfen wahrt, wenn es der glühende Schmerz durchdrungen; seine Kraft bleibt dieselbe, wundersam wirkend, und Mannheit zernichtend.

Der Dauphin war dem Schicksal aller Männer unterworfen. Mit langem und flüchtigen Schritt folgte er dem schönen Mädchen; und die Leidenschaft bekundete sich riesengroß in seinen Worten.

„Selma! Du weinst? Du weinst, Selma? Vergönne mir, daß ich sie trockne diese Thränen; fremd sollen sie fürder bleiben Deinem schönen Auge. Wer will mich hindern Das zu thun, was ich will? — Mein Fürstenwille soll gelten und wird gelten. — Keine Trennung von Dir Selma — so

wahr ich einen Gott der Liebe glaube! Ehe mag der Welten Lauf sich verkehren, ehe mögen Lieb' und Haß in friedlicher Umarmung mit einander kosen, ehe ich mich von Dir trenne, Mädchen, oder Du Dich trennst von mir!"

„Daran erkenn' ich meinen Guy,“ — jubelte Selma auf, in fester unauflösllicher Umarmung seinen Hals umschlingend. — „Aber sag' mir, Geliebter“ — fügte sie bebenden Tones hinzu, — „wie willst Du dem Verhängnisse entgegen treten?“

„Hör' an, Selma — Komm', laß' uns nieder-sitzen; ich will Dir nichts verhehlen.“

Die schwellenden Polster empfingen die beiden Liebenden, und seines Mädchens Hand in der seinigen haltend, fuhr der Tempelherr fort: „Es wird nicht gar lange dauern, und wir verlassen Cypern. Hinüber weit über das Meer führt uns Ruder und Segel, und da, wohin wir gelangen, ist meine Heimath. Verwandte und Freunde werden die Arme bewillkommend gegen mich ausstrecken; Frankreich wird mich wieder empfangen, seinen ritterlichen Sohn, aus Fürstenstamm ent-

sprossen. Nur dann erst, wenn ich dem kriegerischen Rufe folgen muß, werden Frankreichs Gestade wieder im Nebel hinter mir zerfließen, früher werde ich es nicht verlassen müssen. Dein Vater und Du Ihr werdet mir nach Frankreich folgen. Des Reiches Hauptstadt ist Paris, in ihrer Menschenmenge verliert sich leicht derjenige, der, so wie Ihr auf Cypern, sich zurückzieht vor dem unberufenen Auge. Dort wird niemand unsre Liebe stören, denn meines Volkes Neigung heißt dasjenige gut, was man hier verdammt; dort, Selma, wirst Du glücklich sein in meinen Armen, ich ein Gott in den Deinigen."

„Ha, welche Seligkeit, wenn ich es denke!“ — rief sie entzückt. — „Geliebter Mann, ich folge Dir. Was kümmert mich das feindliche Element, mag es trotzig seine Berge wälzen, meine Liebe wird Del in die Brandung gießen, und der Sturm, welcher zernichtend daher fährt, er wird mich in Deine Arme schleudern.“

Selma's liebeglühenden Worte rissen den Dauphin zur schwindelnden Höhe der Leidenschaft hin. Der Kuß glühte zwischen Beider Munde; beinahe

erstickt von ihm, hauchte es, wie girrender Täubchenton: „In meine Arme.“ — —

Wie Donnerhallen fiel ein dreimaliges Klopfen an der Thür in des Ritters Ohr.

„Eilet von dannen!“ — rief der Alte draußen.
— „Schon streiten Tag und Nacht um die Oberhand, Herr, es ist hohe Zeit.“

Zehntes Kapitel.

Dem Wildgrafen kam der Ruf des Meisters höchst unerwartet. Der Pflicht getreu, trat er vor ihn hin, und wie hoch wuchs sein Erstaunen, als ihm der gemessene Befehl wurde, stehenden Fußes die Insel zu verlassen und ohne Aufenthalt in seine Komthurei zurückzukehren. Der Deutsche wandte zwar ein, daß ihn noch ein Geschäft, auf Stunden mindestens, zurückhielt; doch Jacob von Molay erinnerte ihn an das Gelübde des Gehorsams, des blinden, unbedingten Gehorsams; und der Wildgraf mußte Folge leisten, wenn er nicht sein Ordenskleid in den Händen der Brüder sehen wollte. Es leuchtete ihm ein, daß wohl schwerlich die Mehrzahl ihm das Kleid um Gotteswillen lassen

würde, denn diese bestand größten Theils aus Franzosen, und selbst der Meister schien seine Entfernung, des Dauphins halber, zu heischen. So tief ihn auch der Befehl verletzete, der Wildgraf dachte zu edel, einen Bruder, mit so hoher Ordenswürde bekleidet, von so hochadlichem Stamm entsprossen, bei dem Kapitel zu verklagen, bevor er ihm das Vergehen unter vier Augen vorgehalten. Auch erfüllten wichtigere, bedeutungsvollere Gegenstände des Deutschen Kopf; er meinte nichts Besseres thun zu können, als die wenigen Augenblicke, welche ihm noch übrig blieben, zum Heil des ganzen Ordens zu nützen. Nachdem er die Befehle wegen seines Aufbruches ertheilt, trat er wieder vor Jacob von Molay hin.

„Lieber Herr und Meister“ — sprach er, — „Ihr wollt nach Frankreich hinüber, Gott und unsre liebe Frau mögen wissen, was mich mit einer besonderen Furcht erfüllt: verschmähet nicht die letzten Worte eines Mannes, der von Kindesbeinen an die Furcht nur von Hörensagen kannte: gehet nicht nach Frankreich, lieber Herr und Meister, mindestens Ihr nicht selbst. Rüstet Euch zu einem neuen Zuge gegen die Ungläubigen; erfinnet eine

Ausflucht, und wenn Ihr sie vom Himmel holen solltet, nur geht nicht nach Frankreich.“

„Lieber Bruder Großkomthur“ — versetzte der Meister frostig — „jedes Wort, welches ich nun aus Eurem Munde gehört, deutet auf Mißtrauen gegen meinen königlichen Freund; doch erkenne ich Eure gute Absicht keinesweges, und werde thun, wie es die Regel heischt. Denn die Brüder müssen ihre Einwilligung geben, ohne diese kann ich mich nicht von Cypern entfernen. Zu welchem Ende denn diese Warnung? Beschweret Euch nicht mit so großen Sorgen; welches Unglück könnte mir denn in Frankreich drohen? Es ist mein Vaterland, sein Beherrscher mein Freund, und ich bin Keinem unterthan, als Seiner Heiligkeit dem Papste.“

Der Meister wollte noch Etwas hinzufügen; doch hinderte ihn Boulogne's Eintritt daran.

„Herr und Meister“ — rief der noch unter der Thür, — „mich treibt die Angst zu Euch, und wollet Ihr vergeben, daß ich ungemeldet nahte. Es rüstet sich schon Alles zur Abreise des Kardinal-Legaten -- ich bitte Euch; Herr, nehmt die Briefe

zurück, laßt ihn mit einem andern Bescheid zu dem heiligen Vater gelangen.“

„Boulogne, was bewegt Euch so?! Euch den ruhigen, gelassen überlegenden Mann, sehe ich hochgerötheten Gesichtes, unstillen Auges! Sagt an, Boulogne, welches Begebniß hat solches bei Euch erzeugt?“

„Kein Begebniß, Herr, keines. Doch ich habe den Kardinal-Legaten gesehen, schnöden Triumph spricht jeder seiner Züge aus, und wenn mich nicht Alles täuscht, so laß ich Geringschätzung in seinen Augen.“

„Das ist Eure Schuld, Herr Graf!“ — zürnte der Meister. — „Mit Eurem Wahn steckt Ihr mir die besten Männer an — ein Dämon hat Euch hergeführt nach Cyprien —!“

„Lieber Herr und Meister, wie mögt Ihr zürnen gegen einen Mann, der vielleicht um des Ordens Wohlfahrt gar zu ängstlich wacht! Ist es nicht besser, als wenn er leichtsinnig über Alles hinwegsetzte? Ich bin ein deutscher Mann, weiß recht gut, daß der feste Sinn meines Volkes mit

dem flatterhaften Eurer Landsleute im Widerspruche steht —“

„Ihr ziehet Euren Herrn und Meister des Flattersinns —?“

„Gott bewahre mich davor, Meister; ich will mich nur entschuldigen ob dessen was Euch mir abhold macht. Ist es meine Schuld, daß ich einem deutschen Fürstenbett entsprossen; daß mir die Festigkeit meines Volkes mit der Muttermilch zu Theil geworden? Und müßte ich drüber zu Grunde gehen, und risse man mir das Herz lebendig aus der Brust, bis zu dem letzten Pulsschlag meines Lebens würde ich Euch warnen, würde Euch zurufen: Seht nicht nach Frankreich! Ihr kommt in des Löwen Höhle, deren Eingang schlaue Füchse und listige Schlangen bewachen. Mit glatten Worten kirren sie Euch, den Eingang zu durchschreiten; kaum habt Ihr ihn hinter Euch gelassen, so gloßen Euch die gierigen Augen an: der König steht vor Euch mit mächtigen Pranken—“

„Keine Beleidigung ferner, Herr Graf. König Philipp ist mein Freund. Kein Ehrenmann läßt den Freund verachten.“

„Diese Lehre ist in Deutschland so alt, als es Freunde gegeben. Auch sprach ich nicht vom König Philipp; vom König der Thiere sprach ich und dem Löwen.“

„Mag sein. Die Zeit ist jedoch zu kostbar, sie mit Gleichnissen zu vergeuden. Ich weiß nicht was meine besten Ritter mit solcher Furcht erfüllt! Wäre es möglich, daß in meiner Brust Furcht erwachsen könnte, ich glaube, Ihr würdet mich anstecken damit.“

„Meister“ — trat Boulogne dicht vor ihn hin; der Wildgraf bemerkte den vertraulichen Blick nicht. — „Meister“ — sprach Boulogne noch einmal. Das Uebermaaß des Gefühls ließ ihn dessen beide Hände ergreifen, — „beherzigt unsers Bruders, des Großkomthurs Worte. Bleibt auf Cypren zurück; eine Gesandtschaft der edelsten Ritter wird Seiner Heiligkeit genügen, und was der Papst auch mit Euch selbst verhandeln wollte, das kann er ja mit mir, wenn Ihr mich bei ihm beglaubigt. Wie manches schwierige Geschäft hat Boulogne schon vollbracht, vor mehreren Päpsten hat er schon gestanden; so braucht sich Clemenz der Fünfte auch nicht seiner zu schämen —“

„Trefte ich Euch hier, Boulogne?“ — rief der kriegerische Montroyal. — „Ich wollte Euch abholen, zu unserm Herrn und Meister wollten wir Beiden gehen. Der Prälat darf nicht fort mit der Weisung, daß Ihr Meister nach Frankreich kommen wollet.“

„Welche Sprache, Montroyal!“ — verwies Jacob von Molay heftigen Tones. — „Wohl weiß ich, daß Euer kriegerischer Sinn gern des langen Wortschwalls entbehrt, auch schätze ich Euch darum; doch heische ich Achtung von Euch, wie von jedem andern Ordensmitgliede; keine Würde, keine Auszeichnung, läßt mich von dieser Achtung um Haaresbreite vergeben.“

Montroyal stand verstummt da. Der Meister aber war in Wallung gerathen, und höher, immer höher schwoh der Strom seiner zürnenden Worte.

„Wer möchte da ein gutes Ende hoffen, wenn jeder Einzelne den Eingebungen seiner Leidenschaften folgt. Bin ich nicht das Oberhaupt des Ordens? Auf wen fällt die Schuld, wenn irgend ein Unglück entsteht? Dem Meister legt man Alles zur Last. Hundert Beweise liefert die Geschichte

des Ordens, und ich sollte mich gängeln lassen, daß ich durch Nachsicht und Schwäche dem gerechten Tadel verfielen? Nein, nein, Ihr Herren, ich will sein was ich heiße; mich gelüstet es nicht nach dem Namen einer Würde, ich will die Würde selbst."

„Herr und Meister“ — begann Montroyal gesenkten Tones, — „verzeiht, wenn ich gefehlt. Nicht aus böser Absicht ist es geschehen, und möget Ihr meinen Eifer für Euch und den Orden in dem Umstande erkennen, daß ich trotz Eures Zürnens fest darauf bestehe, der Cardinal dürfe nicht mit der Weisung, welche ihm geworden, die Insel verlassen. Hättet Ihr ihn gesehen, Meister, hättet Ihr den schändlichen Triumph bemerkt, der über seine Züge ausgegossen ist; Ihr würdet nicht anders denken als ich. Freilich kann ich das was ich denke nicht in Worte kleiden; doch klar steht es vor meiner Seele, daß dieser Prälat nichts Gutes gegen uns im Schilde führt.“

„Hat sich denn die Welt in ihrem Lauf verkehrt?“ — diese Worte begleiteten des Meisters bitteres Lachen. — „Montroyal der Kühnste unter

den Kühnen, der Tapferste unter den Tapfern — Montroyal fürchtet?“

„In der ganzen Christenheit“ — versetzte Montroyal mit finstern Stirnfalten, — „in der ganzen Christenheit lebt nur ein Mann, der von Furcht zu mir sprechen darf, ohne daß ich ihm auf Schwerteslänge begegne — Der Mann seid Ihr, Meister; und ich bin ein Knecht des Ordens. Doch die Stunde ist kostbar, in welcher ich vor Euch stehe; was mich hergeführt, das will ich fest im Auge behalten.“

Montroyal trat dem Meister noch näher als vorhin, und beinahe stehend — die seltenste Erscheinung bei Montroyal — sprach er weiter. „Lieber Herr und Meister, gab es doch von jeher Begünstigte des Himmels, welche begeistert mehr wußten als alle Uebrigen. Denket denn, der Himmel habe jetzt ein Wunder gezeigt, und mich erkoren. Noch einmal warne ich Euch. Es ist ja so leicht, daß Ihr Euren Entschluß, nach Frankreich zu gehen, ändert. Ziehet aus mit dem Banner, führt uns zu Schiffe; wir wollen wie Wetterleuchten den unvorbereiteten Sarazenen aus seiner

trogigen Ruhe aufstören, und Alles, was man sich von der Tapferkeit der Tempelherren erzählt, soll gegen das was wir vollbringen nur Kinderspiel gewesen sein.“

Montroyal erwartete vergebens eine Antwort von dem Meister. Der stand, das dunkle Auge fest auf Montroyal geheftet, aber stumm, und nur ein leises Kopfschütteln gab den festen Entschluß, der Brüder Rath zu verwerfen, zu erkennen. Des Herolds lauter Ruf, daß die Ritter sich zu ihren Pferden begeben sollten, drang herauf. Der Prälat war im Begriff, nach Ninove abzugehen. Was Montroyal nur in Worten an den Tag gegeben, das bot sich jetzt in seiner ganzen Gestalt, in seinen Blicken und Bewegungen dar. Des Herolds Ruf jagte das Blut aus seinem Herzen, es röthete ihm Wangen und Stirn hoch, seine Augen glänzten in einem unerklärbaren Feuer, und plötzlich vor dem Meister niedergeworfen, rief er überlaut: „Meister! Meister! beherzige die Warnung — laß den Kardinal nicht fort; das Verderben trägt er mit sich!“ —

„Boulogne, auch Du zu meinen Füßen!“ — fuhr der Meister erstaunt zurück. — „Boulogne,

Du! — Wie ist mir denn? — Nun bei unsrer lieben Frau! das wird immer besser — auch der Großkomthur von Deutschland?! Habt Ihr den Ruf nicht vernommen? — Gehabt Euch wohl, lieber Herr und Bruder. Gott geleite Euch.“

Da war keines Bleibens mehr für den Deutschen, und er stürmte hinaus, schlug die Thür krachend hinter sich zu; die Wände erdröhnten, von dem Zorn des Mannes erregt.

„Steh' auf, Boulogne“ — befahl der Meister, nachdem er die Bitterkeit über des Großkomthurs Benehmen mit Mühe bekämpft hatte. — „Auf, auf! Montroyal! Mein Entschluß steht fest, kein Mensch auf Erden wird ihn wankend machen. — Ich will allein bleiben. Das Kapitel soll sich um Mitternacht versammeln. Jetzt ruft mich die Pflicht, dem Abgesandten des heiligen Vaters das Geleite zu geben. Wir treffen uns im Konvent.“

Und ohne auf die Beiden ferner Rücksicht zu nehmen, verließ der Meister die Halle. Wortlos prüften sie einander mit vielsagenden Blicken, bis endlich Montroyal seiner Empfindungen nicht mehr Herr blieb: „Das erste Mal in meinem

Leben habe ich vor einem Menschen flehend gekniet. Ich schäme mich vor mir selbst, ob der schändlichen Behandlung — ha, stände ich jetzt auf feindlicher Erde, daß ich dem gerechten Zorn in Kampfes Getön einen Ausweg bahnen könnte! Aber feiern muß mein Schwert, zu nichts mehr nütze, als daß ich es an König Philipp's Hof gegen eine Jagdklinge vertausche, mit der ich Frösche speißen kann. So weit ist es also gekommen, daß selbstherrlich der Meister über eine der größten Begebenheiten beschließen könne; er bedarf also der Zustimmung der Brüder nicht mehr!“

„Nicht so bitter, Montroyal“ — mahnte Boulogne. — „Was kann's nun weiter nützen? Mag ich doch meinen Muthmaassungen nicht einmal Worte leihen. Aber gar sonderbar berührt es mich, daß der Meister so urplötzlich sich umgewandelt — Gott lenke es zum Guten! Doch auf dem Wege hierher begegnete mir ein Gesicht, ein Gesicht, in welchem ein ganzes Buch aufgeschlagen vor mir lag; das Gesicht sprach nichts Gutes aus.“

„Gerade so erging es mir. Ich traf auf Peyraud, er schlich zu dem Prälaten“ —

„Nicht so laut, lieber Bruder, nicht so laut.“

„Warum nicht? Ich bin gewohnt, zu sagen was ich denke; zumal wenn es die Wohlfahrt des Ordens erheischt. Erinnert Ihr Euch wohl noch der letzten Wahl? Ich will dem ersten Sarazenen den Rücken zeigen, wenn Peyraud sie schon vergessen. Was konnte er haben mit dem Kardinal? Der Großmeister bedarf selbst der Bestätigung des Papstes nicht, und das Ungethüm, über welchem Peyraud brütet, wird sich wohl ganz anders gestalten, als wir meinen. Wer nur hindurch finden könnte!“

„Stellen wir es dem Himmel anheim, Montroyal; Ihr sehet ja, daß nichts auszurichten ist. — Horch! Das Thor knarrt in seinen Angeln — es ist geschehen, und was wir noch sprechen mögen, verlorne Worte sind es; d'rum laßt uns schweigen, und in Geduld erwarten, wie es sich erklären wird. Komme, was da will, Boulogne wird nicht zagen, wird nicht wanken; und Montroyal?“ — er reichte ihm die Hand hinüber. Der ergriff sie feurig, und rief: „Lebt und stirbt für des Ordens Ruhm und Würde!“

Obgleich noch keiner von den Tempelherren nur im mindesten Gewißheit hatte, ob und was man gegen sie im Schilde führte, so leuchtete doch dem größten Theil derselben hier auf Cypern ein, daß etwas Unheilvolles über ihren Häuptern schwebte. Durch den Verfall des freundschaftlichen Benehmens von dieser Zeit an bekundete sich auf ganz eigene Weise die Wichtigkeit der vorgefaßten Meinung eines Wildgrafen. Was aber den Großmeister zu dem selbstherrischen Benehmen veranlaßt hatte, davon freilich wußten nur wenige; der einzige, welcher ihn am schlauesten berechnete war Peyraud; zwischen ihm, dem Großmeister und dem Dauphin trat ein so vertrauliches Verhältnis ein, daß Boulogne, Montroyal und mehrere Andere fürchtend darüber die Köpfe schüttelten. Bei dem Dauphin hauptsächlich bemerkte man von dieser Zeit eine auffallende Geringschätzung der Ordensregeln; und dennoch war er es allein, welcher auf die strengste Ahndung für Malhac's Vergehen gedrungen: Malhac war in Fesseln, mußte gleich einem niedrigen Knecht die gewöhnlichsten Arbeiten im Hause verrichten, und war auf ein ganzes Jahr des Kleides verlustig

erklärt. Der Dauphin war jedoch zu schlau, die Regel in ihrer ganzen Strenge gegen sich in Anwendung bringen zu lassen; niemals blieb er zwei Nächte außer dem Hause, des Tages kam er den kleinsten Bedingungen nach, und der Einzige, welcher um seine nächtlichen Wanderungen wußte, der mußte ja so schleunigst die Insel verlassen, daß es nicht einmal zum Vorwurf und um so weniger noch zur öffentlichen Anklage kommen konnte. Die häufigen Gespräche des Dauphins mit dem Alten, der seine sündigen Wege begünstigte, thaten auch endlich ihre Wirkung. Dringt doch endlich der Tropfen, von des Daches Rinne fallend, in den festesten Granit; warum sollte nicht eine Meinung von Trugschlüssen unterstützt, bei denen das Trügerische kaum zu erkennen ist, in das Herz eines so jungen Mannes dringen, und der überdies noch Ursache hatte, dieses Herz ob manchen Zweifels zu beschwichtigen. Wie verdrossen der Dauphin in den kleinsten Beziehungen den Ordensregeln nachleben mußte, das leuchtet wohl ein; diese Verdrossenheit, im Verein mit seinem ungebändigten Stolz, erzeugte ein beleidigendes Benehmen gegen all' diejenigen, welche

mit ihm zusammen trafen, nur nicht gegen den Großmeister und Peyraud. Der Großmeister war nun mit Geschäften so sehr überhäuft, daß er selten im Konvent mit den Brüdern speisen konnte, noch seltener aber hielt er Kapitel; denn eines Theils gab es nur sehr wenig darin zu verhandelnde Gegenstände, andern Theils bei nicht gar so wichtigen Dingen, ließ sich der Großmeister von irgend einem andern Ritter im Kapitel vertreten. Wenn nicht das Geheimniß im Orden vorhanden gewesen wäre, hätte wohl Jacob von Molay so plötzlich sein Betragen ändern können? Dies Geheimniß war nur den wenigsten Brüdern bekannt, wer nicht Anwartschaft hatte auf die Großmeisterwürde, der konnte darüber hinsterben, ehe er von diesem Geheimniß etwas erfuhr. So sorgfältig man mit demselben bis jetzt auch umgegangen war, so hatte sich doch ein dunkles Gerücht über irgend ein Geheimniß im Orden unter Brüdern und Laien verbreitet. Ehrgeizige Tempelherren, denen jedoch keine Aussicht blieb, die höchste Würde einst zu bekleiden, gierten nach diesem Geheimniß; Neid und Mißgunst lieferten die Würze zu einer eben so drolligen, als für jene Zeiten passenden Erfindung.

Die aufgeklärtesten Zeitalter bringen ja leider noch Beispiele, entehrend für den menschlichen Geist, von Einfalt und Dummheit erzeugt, von Verschlagenheit und List bewehrt, zumal dort, wo gar häufig Leute mit dem Namen Christ belegt wurden, welche nichts weniger als Christenthum inne hatten, und gar leicht, dem Drange der Umstände zufolge, Renegaten wurden; zumal dort, wo noch die Reste der Götterherrschaft der alten Griechen vorzufinden war — dort verfiel man um so eher auf Entweihung des Heiligen irgend einer Glaubenslehre, absonderlich, wenn ein undurchdringlicher Schleier ein Geheimniß verbarg. So faßelten einzelne Mitglieder des Ordens, deren Rachegefühl vielleicht durch eine strenge Pön erregt worden, von Götzendienst, welcher in den geheimsten Kapiteln getrieben würde, und wie Moses auf Sinai mit seinem Gott von Angesicht zu Angesicht gesprochen, so sollte auch der Meister ein Götzbild, unter dem Namen Basemetus, besitzen, durch welches er auf geradem Wege mit dem alleinigen Gott verkehren konnte; das Geheimniß der Goldmacherei war nur eine Zugabe. Im Umgange mit Laien, denen ein Tempelherr

vielleicht nur darum schmeichelte, um dem Orden Güter zu erwerben; war dem Letzteren etwa nur ein Wort entfallen, und weiter und immer weiter spann sich dieses Wort im Kopfe eines Laien aus. Diejenigen Brüder, welche beschränkten Geistes waren, erhaschten vielleicht einmal irgend eine Ansicht, welche ein aufgeklärter Mann über Religion äußerte, und plötzlich wurde sie zum Nachtheil der Kirche ausgelegt. Da man nun durch die Muthmaasungen über jenes große Geheimniß die christliche Religion angetastet glaubte, so entkleidete man den ganzen Orden jener Vorzüge, denen er seine Größe, seine Macht, seinen Reichthum verdankte. Wohl nicht mit Unrecht glaubte man nicht mehr an die Keuschheit eines Tempelherren; doch unterlegte man der Uebertretung dieses Ordensgelübdes ein abscheuliches Verbrechen. Die allgemeine Fleischesünde war zu allzutäglich; todeswürdig mußte Alles sein, was Dummheit, Mißgunst und Haß erfand. Das gemeine Volk, stets nach dem Abentheuerlichsten haschend, trug sich noch mit andern Geschichten. Wem sind nicht die Scheußlichkeiten bekannt, welche man sich von Mönchsklöstern erzählt — etwa von lebendig be-

grabenen Jungfrauen, an welchen die Mönche ihren sündigen Fleischeslüften fröhnten? So auch erzählte man sich von den Tempelherren dasselbe; nur fügte man noch hinzu, daß, wenn ein Kind die Frucht eines so verbrecherischen Umgangs würde, sie dasselbe verbrennten, und die Asche den neu aufgenommenen Brüdern im Wein zu trinken gaben. Dergleichen Dinge nun konnten zwar den Orden nicht kümmern; in jener Ruhe, welche Macht und Reichthum begleitet, konnte er Alles, was der Pöbel erbachte, mit Verachtung hören; doch gab es auch Andere, außer dem Pöbel, welche alles Nachtheilige, was über den Orden verbreitet war, anders zu nützen verstanden, als daß sie es sich nur erzählten; z. B. der Orden der Hospitaliter, stets eifersüchtig, ja, vor längerer Zeit sogar in Fehde begriffen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, dieser Orden suchte Alles zum Nachtheil der Tempelherren auszudeuten, und ersann sogar Dinge, durch welche die Tempelherren sogar verletzert wurden. Einer ihrer Großmeister schloß einst mit dem berühmten Sultan Saladin ein Friedensbündniß, um die Besitzungen, welche der Orden im Reiche jenes Fürsten hatte, nicht zu

verlieren. Seit jener Zeit hielt man die Tempelherren für heimliche Anhänger der Lehre Mohammeds, und schmückte diesen Gedanken auf eine schändliche Weise aus. Man legte ihnen zur Last, daß sie den neuauftzunehmenden Bruder Jesus Christus verleugnen, ihn dreimal auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten ließen. Einen Gürtel, welchen jeder Neuaufgenommene zum Zeichen der Keuschheit erhielt, ließ man als Sinnbild der schändlichsten Verbrechen gelten; mit diesem Gürtel sollte die Erlaubniß zu jenen Verbrechen ertheilt worden sein. Man brachte ihn mit dem vorgeblichen größten Geheimnisse des Ordens, mit dem Gözenbilde, in die sonderbarste Berührung, und jeder Saie glaubte um so williger an diese Verirrungen des menschlichen Geistes, da ihm kein andrer Weg blieb, den übermüthigen Stolz der Ritter, aus welchem manche Beleidigung entsprang, zu kränken. Die entschiedene Abgeschlossenheit, mit welcher die Tempelherren sich verwahrten, ließ sie zwar dergleichen Dinge nicht alle erfahren; dennoch aber konnte es nicht fehlen, daß wohl hie und da, namentlich in den entfernteren Provinzen, Manches davon ihnen zu Ohren

kam, und die am wenigsten Eingeweihten wurden selbst von Zweifeln erfüllt. Das war hauptsächlich in Frankreich der Fall, in welcher Provinz sogar ein Tempelherr gegen einen königlichen Advokaten im Vertrauen geäußert, daß im Orden ein Geheimniß walte, welches so streng bewahrt würde, daß man selbst den König ermorden müsse, wenn er es erführe. Mochte nun jener Ritter dergleichen äußern, um seinem Zuhörer eine hohe Meinung von sich beizubringen, oder was ihn sonst auch dazu veranlaßte; es wurde dem König Philipp hinterbracht, der nicht sowohl selbst all' solche Märchen sammelte; doch aber treue Diener hatte, wie etwa Wilhelm von Nogaret, die Alles gern zum Verderben des Ordens beitrugen.

Wie nachtheilig eine plötzliche Veränderung in des Großmeisters Benehmen unter diesen Umständen für den Orden werden konnte, das ist leicht zu ermessen. Jacob von Molay, dessen biederen, gerader Charakter wohl seine Leichtgläubigkeit selbst erzeugt hatte, Jacob von Molay war von dieser Zeit an so sehr von dem Gedanken an eine Krone eingenommen, daß alles Uebrige keinen Werth mehr für ihn hatte. Jede seiner Handlungen bezog

sich nur auf den einen großen Zweck, den er unverrückt im Auge behielt. Aus diesem Grunde ließ er sich auch durch den Dauphin verleiten, die erste Ungerechtigkeit in seinem Leben zu begehen, und den Wildgrafen Hugo so schleunigst zu entfernen. Welch' Wunder, daß Jacob von Molay jetzt dem Dauphin noch eifriger anhing als sonst; daß er mit ihm auf vertrauerem Fuße, als mit irgend einem von den Brüdern. Die Zurücksetzung mußte die älteren Ritter kränken, unter ihnen am meisten Peyraud, und insgeheim wurde ein teuflischer Grund erfunden, welchen man dem vertrauten Umgang der Beiden unterschob. Die Günstlinge großer Herren sind ja stets die Zielscheibe, auf welche der Neid, die Mißgunst, ihre Pfeile richten. Rauschende Vergnügungen der Fürsten, Zerstreungen aller Art können nicht einmal die geheimen Zurüstungen zu eines Günstlings Fall verhindern; um wie viel leichter mußten dieselben hier gebaut werden können, da das klösterliche Leben, die erschlaffende Ruhe der Tempelherren auf Cypren, durch nichts Anderes erregt wurde! Wohl drängte sich Boulogne noch mehrmals zu dem Großmeister, stand warnend vor ihm, erin-

nete ihn an seine hohe Würde, die ihn beinahe zum unumschränkten Herrscher erhob; doch Alles war vergebens; Jacob von Molay, ein mächtiger Herr wie irgend einer von den Königen der Christenheit, schob nur seinen Gehorsam vor, welchen er dem Papste schuldig war; dem Superior des Ordens mußte er gehoramen, das war Alles was er Boulogne erwiederte.

Elftes Kapitel.

Mit dem größten Eifer hatte der Großmeister die Reise nach Frankreich betrieben, den Oberbefehl in den Händen des Marschalls gelassen. Sechszig der vornehmsten Ritter in dem prächtigsten Aufzuge, mit ihren Knappen- und Dienertroß, begleiteten den Großmeister. Sechs schnellrudernde Galeeren führten diese Menschenmasse nach Marseille. Auch den Schatz hatte der Großmeister mitgenommen von Cypren; denn die Bedürfnisse der entfernten Provinzen mußten befriedigt werden, ehe ein Kreuzzug Statt finden konnte. Ganz Frankreich staunte die Pracht der Tempelherren an. Wie im Triumph durchzog der Großmeister die Ortschaften von Marseille nach Paris. Seine Hofstatt nahm ihn auf: der

Tempel; und die Großen des Reiches bewillkommten ihn im Namen des Königs von Frankreich. Alle Ehrenbezeugungen, welche man irgend erdenken konnte, wurden über Jacob von Molay ausgeschüttet, nur den König hatte er noch nicht gesprochen. Es berührte ihn unangenehm, so lange seines königlichen Freundes entbehren zu müssen.

Schon waren vier Tage über die Ankunft des Großmeisters verstrichen; er saß im Audienzsaale des Tempels. Denn was den Orden betraf, und zwar in Frankreich, das wollte der Meister zuvörderst prüfen, sondern, sichten; jedenfalls ihn aber makellos hinstellen, ehe er mit dem Papste in Unterhandlung träte. Hier in Paris waren die äußeren Zeichen der hohen Würde des Großmeisters vielfältiger als auf Cypren. Der Audienzsaal selbst prächtiger als irgend eine Halle im Louvre; der Thron fehlte nicht, und zur Linken von demselben stand ein mit Sammetdecke überhangener Schreibtisch, hinter welchem Boulogne Platz genommen. An den glatten Wänden ringsumher waren Trophäen in bester Ordnung aufgestellt; eine jede derselben erinnerte an die Großthat eines Tempel-

herrn. Hier fand man die einfache Rüstung des Hugo von Paganis, Stifter des Ordens; nach ihm kam Robertus Burgundio, welcher vom Papst Eugenius dem Dritten das Vorrecht erhielt, an Orten, welche mit dem Interdict belegt waren, jährlich einmal Messe zu halten. Auf seinem Schilde war im weißen Felde das achteckige rothe Kreuz zu schauen, denn erst unter seiner Oberherrschaft erhielt der Orden diese Zierde. Darauf folgte die Trophäe des Eberhard von Barri, welcher den unglücklichen Kreuzzug im Jahre 1147 mit bestand und 1149 Gaza wieder aufbaute. Die fünfte Trophäe schrieb sich von Bernhard von Tremelai her, welcher, da er mit edler Kühnheit zuerst in das belagerte Ascalon eindrang, mit vierzig der Seinigen gefallen. Ueber der sechsten Trophäe erblickte man den Namen Bertrand von Blanchefort, welcher dem Sultan Nurreddin bei Harenk eine so schreckliche Niederlage beibrachte, daß Niemand dem Schwerte der Tempelherren entrann, außer demjenigen, den etwa ein Zufall oder die Schnelligkeit seines Pferdes rettete. Der einfache Name Andreas zierte die siebente Trophäe. Der heilige Bernhard sein naher Verwandter liebte

ihn sehr; dennoch schrieb er ihm einst, als er Tempelherr geworden war: „Ich weiß nicht, ob ich nun noch wünschen soll, Dich bei mir zu sehen; vielleicht aber sagst Du einst mit dem Vater Jacob: da ich über diesen Jordan ging, hatte ich nichts als diesen Stab; nun besitze ich drei Heere.“ — Und es erfüllte sich, was Bernhard mit prophetischem Geiste verkündet. Ddo von St. Amantis, die neunte Rüstung, von seinen Zeitgenossen der andre Judas Maccabäus genannt, schlug Saladin bei Rama und jagte ihn bis Damask zurück; doch wurde er im Jahre 1180 im Gebiete von Sidon bei Bellefort von diesem Sultan gefangen. Saladin bot ihm eine Auswechsellung gegen seinen Neffen an, der in den Händen der Christen war; Ddo aber sprach: „Nicht mehr als Messer und einen Gürtel giebt der Orden um die Freiheit eines seiner gefangenen Brüder“ — und so blickte er ruhig dem Tode in's Auge, den er bald darauf empfing. Das elfte Wappenbild erinnerte an den berühmten Terretus, der über den Verlust von Jerusalem, welches Saladin eroberte, seine Würde niederlegte. So folgten die Wehren der berühmtesten Großmeister, und füllten beinahe

die Flächen der Wände; nur noch für eine Trophäe war Raum, und mit wohlgefälligem Blick haftete Molay's Auge auf dieser leeren Stelle.

„Wie lange wird es dauern, Boulogne“ — hörte er diesen im eifrigen Lesen von Schriften, — „wie lange wird es dauern, und mein Waffenschmuck macht den Schluß in dieser Halle. Wir müssen bei Zeit darauf denken, daß ein neuer, eben so würdiger Raum für diejenigen bereitet werde, welche nach mir kommen.“

Boulogne antwortete nicht. Er blickte den Großmeister lange und bedauernd an, wandte dann das Auge wieder von ihm, schüttelte das Haupt, als wenn ihn seine Arbeit zu sehr in Anspruch nehme; und Jacob von Molay schwieg, um ihn nicht ferner zu stören. Der Meister stützte das von unzähligen Gedanken durchwirrte Haupt mit seiner linken Hand; die rechte ruhte auf der künstlich geschnitzten Lehne des Sessels.

„Wahrlich“ — fuhr der Meister leise zu sich selbst sprechend fort, — „ein tröstlicher Anblick hier in der Halle. All' diejenigen, deren Namen sie aufbewahrt, die hob das eigene Verdienst zu dieser

Würde empor; nicht der Zufall, wie bei fürstlichen Geschlechtern, zeichnete sie aus, und schon das allein stellte sie höher als die gekrönten Häupter, welche in langer Reihefolge Throne besaßen. — Bald, bald“ — flüsterte er — „wird aber auch eine Königskrone für die nächste Trophäe erworben sein.“

Jetzt wurden die hohen Flügelthüren geöffnet. Zwei Brüder wahrten des Eingangs, und zwischen ihnen hindurch führte ein Dritter den Reichsvater des Königs, Wilhelm von Paris. Mit schlecht erkünsteltem unterwürfigen Wesen nähete der Dominikaner und redete den Großmeister also an:

„Mir wurde vergönnt, Euch, hoher Herr, die Empfindungen seiner Majestät unsers allergnädigsten Königs in Worten mitzutheilen. Mein Herr, der König, bezeugt Euch durch mich nicht allein seine Freude, daß er einen Mann, welchen er stets seiner Freundschaft würdig gehalten, wieder in den Mauern seiner Residenz weiß, nein, er schätzt sich auch glücklich, das Haupt des besten kriegerischen Ordens, die Schutzwehr der Christenheit durch mich seiner königlichen Gnade versichern zu dürfen.“

„Ich danke Euch, hochwürdiger Herr, daß Ihr den Empfindungen meines königlichen Freundes Worte leiht. Zwar wurde mir das Glück noch nicht zu Theil, mit seiner Majestät von Angesicht zu Angesicht zu verkehren; doch weiß ich recht gut, wie König Philipp dem Heil seiner Unterthanen manches Gelüsten seines Herzens opfern muß. Ihr seid sein Beichtiger, hochwürdiger Herr — kennt daher das geheimste Empfinden in dem Herzen dieses besten Sohnes der Kirche; keinen bessern Abgesandten konnte König Philipp wählen.“

„Freut es mich doch“ — rief Wilhelm von Paris, — „daß ich diese Ueberzeugung Euch nicht erst durch Selbstlob aufdringen müsse, und werdet Ihr dasjenige, was ich im Namen des Königs von Euch heische, eben so beherzigen, als wenn der König in eigener Person Euch gegenüber stände.“

„Eures Amtes Heiligkeit, hochwürdiger Herr, überhebt Euch jeden Zweifel an meiner Willfährigkeit, sobald das Verlangte nicht gegen die Regel des Ordens läuft.“

„Ob dieser Bemerkung, hoher Herr, wage ich ohnmaaßgeblich Etwas einzuwenden. Was ich

von Euch verlange, das betrifft freilich einen Tempelherrn, und es ist mir nicht unbekannt, wie die Regel in diesem Falle lautet; doch Zeit und Umstände haben ja schon so manche Veränderung in den Statuten eines jeden Ordens hervorgebracht, eben so auch in dem Eurigen. Was für ein Jahrhundert passend war, taugt nicht mehr für das folgende, und die Strenge des heiligen Bernhards ist seit zwei Jahrhunderten veraltet. Seinem Aufgebot folgten alle christlichen Fürsten und Herren zu dem unglückseligen Kreuzzuge; jetzt würde sein Wort wahrlich nicht mehr jene Zauberkraft besitzen. Ihr seht daher wohl ein, daß die Regel nicht mehr in ihrem strengsten Sinne genommen werden müsse, und eine geringe Ausnahme davon jetzt von Euch bewilligt, wird meinen Herrn und König zum wärmsten Dank spornen."

„So laßt hören, hochwürdiger Herr, und steht es in meiner Macht, so gewähre ich König Philipp am liebsten eine Bitte."

„Es ist dem Könige mitgetheilt worden, daß der Tempelritter von Malhac in eine der schärfsten Ordensstrafen verfallen. Wichtige Gründe be-

stimmen den König zu dem Begehren, daß Ihr den Ritter kraft Eurer höchsten Würde, der Strafe entbindet. Auch will der König nicht, daß er nach Frankreich komme, und möget Ihr's dem Ritter anheimstellen ob er den Orden verlassen wolle oder nicht."

Nach einigem Sinnen versetzte der Meister darauf: „Hätte der König irgend Etwas begehrt, bei dessen Gewährung mein Wort das allgeltende hätte sein können, so konnte ich ihn zufrieden stellen; mit Freuden hätt' ich es gethan, so wie mir nun leid ist, daß ich sein Verlangen nicht erfüllen kann."

„Nicht, hoher Herr —? Ihr könnt des Königs Verlangen nicht erfüllen? Was hindert Euch daran? Bedenkt, es ist König Philipp, den Ihr zurückweist!"

Ohne es eigentlich selbst zu wollen, waren des Vaters Worte zuletzt in einem so drohenden Tone ausgesprochen, daß der Stolz des Großmeisters sich darob empörte. Streng aber ruhig gab er dem Vater zurück:

„Das Bedenken hält an Euch, hochwürdiger Herr. Ihr kommt als Abgesandter des Königs,

nicht als sein Anwalt; des Königs Anliegen habt Ihr mir mitgetheilt, und Eure Pflicht und Schuldigkeit sind damit am Ende. Die Gründe, welche mich bestimmen, des Königs Forderung nicht zu willfahren, werde ich dem Könige selbst offenbaren.“

So bitter den Beichtvater des Königs auch diese Weisung berührte, so beherrschte er doch seine Miene, daß Nichts darin zu lesen war, was nur irgend auf seine Empfindung schließen ließ, ja, er verneigte sich sogar, wie Einer etwa, der das erfahren was er muthmaachte. Der Meister ließ sich davon täuschen, und dem Drange seines Herzens folgend, wandte er an den Dominikaner die Worte: „Wenn das Euer ganzer Auftrag ist, so laßet uns vergessen, was wir noch vor wenigen Minuten gesprochen, denn, bei unsrer lieben Frau! mein Herz sehnt sich darnach, recht viel Gutes über meinen königlichen Freund zu erfahren, und jede gute Mähr erfreut es durch und durch. Sagt an, hochwürdiger Herr, ist König Philipp glücklich? Ich meine nämlich in seinem Hause. Seine Prinzen sind nun herangewachsen — machen sie ihm Freude? und die Navarrerin, erleichtert sie ihm noch wie

ehemals die von Sorgen beschwerten Tage? Ihr werdet ja wohl das am besten wissen, drum frage ich Euch, ehe ich mit dem König selbst verkehre: das Schlimmste ist bei'm Wiedersehen von Freunden, wenn durch Fragen aller Art Herzenswunden aufgerissen werden. Das möchte ich nicht, um Philipp nicht, auch nicht um meinetwillen."

Ein bedeutsames Achselzucken war Alles was der Vater darauf erwiederte. Der Meister erwartete vergebens eine andre Antwort, und um des Königs Glück besorgt, suchte er den Vater zu Worten zu bringen.

„Also König Philipp lebt nicht glücklich mehr — ?“

Doch eben so verschlossen als vorhin, antwortete Wilhelm von Paris mit demselben Achselzucken.

„Ihr seid ein treuer Diener Eures Herrn; wollt etwa nicht dasjenige zur Schau tragen, unter dessen riesenstarken Druck Philipps kräftiger Nacken sich beugen muß. Doch bedenkt, daß Ihr hier zu seinem Freunde sprecht, dessen Fragen nicht der eitlen Neugier entsprungen, sondern der regen Theilnahme, zu welcher mich des Königs Freundschaft berechtigt.“

„Euch ist nicht zu widerstehen, hoher Herr“ — fügte sich endlich Wilhelm von Paris; — „doch werdet Ihr mich schwerlich begreifen, und doch — ich erinnere mich — Ihr habt ja auch bei Hofe gelebt — werdet, wenn auch nur von Hörensagen, ein Verhältniß kennen, das einem Könige zwar nicht erlaubt, doch eben so wenig selten ist.“

„Ich verstehe Euch noch nicht ganz; wollet Euch doch erklären.“

„Wie mag ich denn die Worte wählen? Bergebt, wenn ich nicht so ganz die rechten treffe. Königin Johanna, Philipps Weib, ist verblüht; sie kann ihres Mannes Neigung nicht mehr fesseln, und diese fiel auf ein Hoffräulein der Königin, auf Heloise von Malhac.“

Da schüttelte Jacob von Molay mißbilligend das Haupt, und sprach, von einer edlen Wallung durchströmt: „Das ist eine böse Mähr! Mir ist es leid um die Königin, ein edles frommes Weib, zärtlich und sorgsam für den Gemahl und die edlen Kinder. Ist sie doch in's Haus getreten, ein Königreich zur Morgengabe bringend, prangend in der Schönheit Glanz und hohen Geistes — und

jetzt soll sie einer Dienerin geopfert werden, des Mannes Herzen, des höchsten Schazes beraubt — nein, das find ich hart. — Also darum fordert Philipp den Ritter von Malhac! Sagt dem König, hochwürdiger Herr, diese meine eigenen Worte, und gälte es einen wahrhaft hohen Zweck, nicht eigenmächtig würde ich die Regel verlegen, um so weniger aber, wenn es gilt einer sündigen Liebe zu fröhnen.“

„Das wage ich nicht, seiner Majestät zu hinterbringen.“

„Dann freilich, hochwürdiger Herr, ist unser Geschäft am Ende.“

Wilhelm von Paris nahm diese Weisung im engsten Sinne der Worte auf, verneigte sich wieder gegen den Meister, und verließ dann so eilig die Halle, als wenn ihm ein großer Wurf gelungen wäre.

„Bei unsrer lieben Frau!“ — störte Jacob von Molay Boulogne wieder, — „zu solchem Werkzeug find' ich mich denn doch zu gut. — Hörst Du nicht, Boulogne? Hörtest Du nicht, was dieser Priester von mir verlangt?“

„Eröfste Dich“ — gab Boulogne zurück, — „es wird sich noch ferner erklären.“ Und kaum war ihm das Wort entfallen, so wurden die Flügelthüren wieder weit geöffnet: Pontrouge schritt herein; ihre Dienerinnen folgten ihr aber nicht bis vor den Meister. Auch hier bewährte das Geschlecht seine Macht, denn eine Ehre, wie sie dem Beichtvater des Königs, dem Glaubensinquisitor von Frankreich, nicht zu Theil geworden, ließ der Großmeister der Oberhofmeisterin der Königin widerfahren. Er schritt herab von dem erhabenen Sitze; in seinem Gruß war die ritterliche Schule seiner Jugend zu erkennen.

„Euer Schreiben habe ich zur Zeit empfangen, liebe Schwester“ — nahm der Meister zuerst das Wort. — „Da es von Eurer Hand gekommen, so war mir sein Werth verbürgt; doch glaube ich, Ihr habt mit zu ängstlichen Augen gesehen. Ich bin jetzt selbst herüber gekommen nach Frankreich, werde nun selbst prüfen, und gewiß nichts versäumen zu thun, was mir die Pflicht um den Orden gebietet.“

„Lieber Herr und Meister“ — entgegnete Pontrouge — „gar Vieles hab' ich noch für Euch,

was ich nicht in Worte kleiden konnte, um es Euch im Briefe mitzutheilen. Doch erlaubet mir vorher, daß ich hier den wackren Boulogne begrüße. — Lange ist es, lieber Herr und Bruder“ — wandte sie sich an den — „daß wir uns nicht gesehen. So oft schon habe ich an Euch gedacht, an Euch, der mir die Wissenschaften zugänglich machte, dessen Schülerin ich bin und dem ich den wärmsten Dank bethätigen würde, wenn nicht des Ordens Armuth uns Beiden zu Theil geworden wäre.“

„Ich bin belohnt“ — erhob sich Boulogne mit einigem Zwang, — „ich bin belohnt, daß mein Mühen so gute Frucht getragen.“ Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so ließ er sich nieder, theilnahmlos in seinen Schriften lesend, unbekümmert um das Gespräch der Beiden.

Wie aber wuchs des Meisters Erstaunen, als ihm Pontrouge erklärte, Heloise von Malhac sei nicht die einzige, auf welche König Philipp sein Auge geworfen; sondern des Waffenschmieds Tochter von Beziers besitze des Königs Herz. Mit eindringlichen Worten — Pontrouge war deren mächtig — theilte sie dem Meister ihr Fürchten um die

Vorthelle des Ordens ausführlicher, als sie es im Briefe hatte thun können, mit. Aber wer kennt nicht die Widerspenstigkeit eines ehrgeizigen Herzens? Die Ueberzeugung selbst macht es noch starrsinniger, und wie auf Cypren, so verwarf Jacob von Molay auch hier jede Warnung. Pontrouge ging von ihm, weniger denn jemals mit ihm befreundet.

„Das muß anders werden“ — grollte der Meister, in der Halle auf und abschreitend, für sich selbst; doch so laut, daß Boulogne jedes Wort verstehen konnte. — „Das muß und das soll anders werden. Niemals haben Weiber Gutes gestiftet, wenn sie für Männer am Plage waren; die Kleinlichsten Leidenschaften regen sie zu sehr auf, und um den Stich einer Mücke zu rächen, möchten sie gern eine Welt für ihren Zorn bewaffnen. — Sieh' da, schon wieder Einer, drollig genug anzuschauen, um zum Lachen zu reizen. — „Wer seid Ihr?“ — fragte er den Eingetretenen, der mit seinen Höflichkeitsbezeugungen gar nicht zu Ende kommen konnte. — „Wer seid Ihr? und was begehrt Ihr?“

„Ich begehre nichts, hoher Herr; doch wer ich

bin, das sollt Ihr sogleich erfahren. Ich war Waffenschmied in Beziers; des Königs Gnade jedoch hat mich emporgehoben über die Niedrigkeit meines Standes, des Königs Gnade hat mich, den Verschmachteten, wieder feist gemacht.“

„Euer Name?“

„Florian — Herr Florian — Ritter — nein, nicht Ritter — ne — hm hm —“

„Nun, das bleibt sich so ziemlich gleich, Florian. Doch saget mir, was Euch so plötzlich in des Königs Gnade so hoch erhoben?“

„Das weiß ich selbst nicht, edler Herr. Es muß wohl eine Fügung des Himmels gewesen sein. Auf der Weste Roucy lag ich gefangen mit einem Tempelherrn, dem Tode reif, denn Beide hatten wir Antheil genommen an dem Aufstande gegen Seine Majestät —“

„Ein Tempelherr hätte Antheil genommen an dem Aufstande gegen den König —? wie hieß der Tempelherr? — Es ist nicht wahr! Ein Tempelherr konnte nicht solch' unverzeihliche Schmach auf einen christlichen Herrn und König häufen. — Doch warum noch mit Euch darüber verhandeln?—“

Sagt mir kurz und bündig, was Euch zu mir führt und wer Euch den Weg zu mir gezeigt.“

Verdutzt von des Meisters strengen Worten trat Florian noch einige Schritte weiter zurück, konnte nicht schnell genug Worte finden, sondern hob nach einer Pause demüthig an: „Es bedurfte keines Menschen, der mir den Weg zu Euch, Herr, zeigte; weiß ihn doch jeder Knabe in Paris, denn gleich wie ein König, thronet Ihr in Eurem Palaste.“

„Zur Sache, zur Sache.“

„Nun denn, hoher Herr, seit langer Zeit schon sind Zweifel in mir aufgestiegen, welche ich nicht zu bekämpfen vermag. Ihr seid der rechte Mann, der sie zu tilgen weiß. Hört mich. Wie schon gesagt, ich lag gefangen auf Roucy mit einem Tempelherrn, von der Kirche Wohlthat schon ausgeschlossen. Wir wollten Einer dem Andern beichten, und was mußte ich hören! — der Tempelherr beichtete mir, daß im Orden Gebrauch wäre, bei der Aufnahme in denselben Jesum Christum zu verleugnen, auf das Kreuz zu speien, es sogar mit Füßen zu treten —“

„Welche Bosheit“ — rief der Meister, ihn unterbrechend, — „oder welcher Wahnsinn hat solches ausgeheckt?!“

„Herr, ich sage Euch die reine Wahrheit. Ein besonderer Umstand aber veranlaßte mich, nachgehends die Beichte jenes Tempelherrn für eine unwahre zu halten. Er lebt nämlich jetzt in Paris, wie ich; seine Wohnung kann ich Euch genau beschreiben. Vor einiger Zeit begegnete er mir in weltlicher Ritterkleidung. Ich meinte den ehemaligen Unglücksgefährten freundlich anreden zu dürfen; er aber wies mich schnöde zurück, und sagte, zum Beichtiger wäre ich gut genug, zum Beichtiger auf Roucy im Gefängniß; hier in Paris habe er nichts mit mir zu schaffen. Das verdroß mich, und mit den bittersten Empfindungen im Herzen begab ich mich nach Hause, grollte mir selbst in der Einsamkeit, daß ich so thöricht gewesen, ihn anzureden. Der Abend brach herein. Da störte mich eine ganz besondere Erscheinung in meiner Einsamkeit, nämlich ein Mann in braunem Mantel mit braunem Kreuz, und kriegerische Wehre hing an seiner Seite. An der Stimme erkannte ich meinen ehemaligen Gesellen Balthasar. Er verkündete mir

daß er einem deutschen Wildgrafen, dem Großkomthur der Tempelherren dort, als Knappe diene. Erschreckt von diesen Worten um das Seelenheil des jungen Mannes, den ich einst väterlich liebte und dem ich noch zugethan bin, erhob ich mich; mit den eindringlichsten Worten ermahnte ich ihn, von so keckerischem Wege zurückzukehren. Doch er schwor bei Allem was den Christen heilig sei, man habe mich belogen; die Mitglieder des Ordens wären gläubiger als alle anderen Gläubige. Von jener Zeit an, Herr, weiß ich nicht, wie mir ist. Der Kanzler von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, hat mich zu öfteren Malen schon über die Beichte des Tempelherrn vernommen, und sollte ich damals falsch berichtet worden sein, so vergebt mir die Unbill, welche ich dem Orden durch meine Aussage zugefügt.“

Wie wenn die dünne Kruste des gluthgeschwängerten Bodens den Ausbruch der Flammen nicht mehr zu hemmen vermag, hie und da das leuchtende Element schon durch enge Spalten zuckt und auf Augenblicke die Nacht erhellt — so stellte es sich in des Meisters Herzen dar. Was half es ihm, wenn auch noch so kräftig gegen eine böse

Ahnung anzukämpfen? Mehr und mehr sah Jacob von Molay ein, daß etwas Unheilvolles im Schwange war. Wilhelm von Nogaret! er, der den Orden haßte, der Kanzler des Königs, sein blindlings ergebener Diener — Wilhelm von Nogaret hatte die Beschuldigungen, welche ein, dem Orden Abtrünniger an den Tag gebracht, schon zu öftern Malen in gerichtlicher Form aus Florians Munde entgegen genommen. Es war nicht mehr von Muthmaaßungen die Rede, von Muthmaaßungen, wie sie der deutsche Wildgraf auf Cypern mit so großem Eifer geäußert; eine traurige Wahrheit trat an ihre Stelle. Und dennoch wollte Jacob von Molay noch nicht ganz diesem Fürchten Raum geben. Zwar scheuete er jetzt, dem Blick des erfahrenen Boulogne zu begegnen; doch zur Seite hin, unter den herniedergezogenen Braunen hindurch suchte sein Auge in den Mienen desselben zu lesen. Aber fest und ernst, unwandelbar schaute Boulogne in die Schriften, und dem vergeblichen Mühen entsagend, forschte der Meister weiter bei Florian. Der erzählte ihm nun das Abenteuer, wie Köhler den Rosso Dei befreit und dieser jetzt behaglich in Freuden mit dem Prior von Montfaucon

in Paris lebe. Das berührte den Meister noch schmerzlicher; seine Fassung war auf dem Punkte, ganz und gar zu wanken; doch alle Kraft zusammennehmend, wandte er sich folgendergestalt an Florian:

„Die Zweifel, welche in Euch aufgestiegen sind, deuten auf das Herz eines wahrhaften Christen; daß ich sie heben könne, war keine falsche Voraussetzung von Euch. Ich will sie heben, Florian, will sie heben, so weit es die Geheimnisse des Ordens erlauben —“

„Also doch Geheimnisse?!“ — stuzte der Waffenschmied. — „Auch von Geheimnissen war die Rede, davon kein Christenkind, wenn nicht Tempelherr, Kunde haben dürfte.“

„Wer sprach davon?“

„Wie Ihr nur fragen könnt! Ganz Paris zerbricht sich den Kopf, was für Geheimnisse die wohl sein könnten, welche selbst Noſſo Dei und der Prior dem Könige nicht offenbaren mochten; auch mich fragte der Kanzler darum. Der Prior, meinte er, würde sie mir wohl in der Beichte anvertraut haben.“

„Freilich, freilich“ — wandte sich der Meister von dem Waffenschmied, indem er hastigen Schrittes das Ende der Halle suchte, — „das Geheimniß reizt, reizt selbst eines Königs Neugier — warum sollte es nicht die Geheimnißkrämerei eines Rogaret reizen? Mögen sie denken, was sie wollen“ — fuhr er im Selbstgespräche fort, — „mich soll's nicht kümmern, und beschämt werden sie endlich abstehen von dem knabenhaften Verlangen. Was durch zwei Jahrhunderte so treu bewahrt worden, was kein Renegat verrathen konnte, das wird wohl auch zweien Abtrünnigen verborgen geblieben sein.“

Eben war der Meister zur Thür der Halle gelangt, da öffnete sich diese, und herein trat Wilhelm von Rogaret. Wer vermöchte die Empfindungen eines Jacob von Molay zu schildern, als er so plötzlich den Todfeind des Ordens von Angesicht zu Angesicht erblickte? Welche Ueberwindung mochte es ihm kosten, den Mann, der insgeheim so böse Absichten gegen den Orden hegte, mit gebührender Höflichkeit, dem Kanzler des Königs schuldigen, zu empfangen? War's ein Wunder, daß plötzlich das freie Wort von des Meisters Munde gewichen? War es nicht eine natürliche Folge der Unter-

redung mit dem Waffenschmied, daß des Meisters Charakter sich in jedem seiner Worte verleugnete? — Jacob von Molay erkannte vielleicht selbst nicht, wie jedes einzelne Begebniß langsam, unwiderstehlich und sicher all' seine Entwürfe, ja, sein höchstes Trachten ihm aus dem Auge rückte. Und so sah er sich plötzlich in dem Farbenwechsel der höfischen, gleichnerischen Verstellungskunst geworfen, die eines Großmeisters des Tempelherrenordens unwürdig. Nogaretos fragender Blick, wie er auf dem Waffenschmied haftete, bestimmte des Meisters Worte; und siehe da, das wahre Ich spiegelte sich darin: „Ihr scheint verwundert, Herr Kanzler! Ihr scheint verwundert, daß dieser Mann, untergeordnet in der menschlichen Gesellschaft, zu mir dem Erlauchten sich gedrängt. Doch das hat seine besonderen Gründe; besondere Gründe hat es wohl auch, daß Ihr mit so hoher Verwunderung ihn anschauet.“

„Ich muß gestehen, hoher Herr“ — rang der Kanzler nach Worten, — „daß es mich befremdet, ihn hier anzutreffen.“

„Ich dächte nicht, daß Ihr ihn kenntet, wenn gleich sein Aeußeres einen Hochadeligen gar aben-

theuerlich bekundet. Seht nur, Herr Kanzler, dieses Barret von schwarzem Sammet, mit veilchenblauen Pauschen, diesen Reiber — kann ein Edelknecht der Königin ihn schöner tragen? Dieser Spitzenkragen, wie künstlich ist er nicht gearbeitet — man sollte denken, die zarteste Minne habe ihn geschaffen. Dieses Wams — wenn auch grell von blau und gelb zusammengesetzt — würde es nicht einen schlanken Edelknecht zieren? Wie schön die Bänder an den Kniehosen geknüpft sind, und wie aufmerksam die Schnäbel an den Schuhen aufwärts gezogen durch goldene Kettlein! Seht nur den Faltenwurf des kurzen Mantels — das spitze Ding da an der linken Seite, und dann“ — fuhr er mit erhöhteter Stimme fort — „betrachtet das Siegel, welches auf der Stirn dieses Mannes leuchtet, das Siegel der königlichen Gnade — soll ich den Mann nicht in meiner Audienz empfangen?“

Der Meister stand zwischen dem Kanzler und dem Waffenschmied. Der Kanzler suchte seine Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen, wie es jedem Hofmann eigen; der Waffenschmied stand halb abgewandt, zupfte an Kragen und Hand-

schuhen, betrachtete sich wohl zehnmal, und suchte auf jede mögliche Weise dem Blick des Kanzlers auszuweichen.

„Ich begreife das, hoher Herr“ — erhob sich endlich Nogaret; — „wie konntet Ihr auch vermuthen, daß unter dieser glänzenden Hülle eine ganz gewöhnliche Frucht verborgen wäre. Man hat Beispiele“ — fügte er mit vertraulichem Blick hinzu, — „daß schöne Töchter reiche Väter machen; daß die sanfte Regung in dem Herzen eines Königs — doch, genug davon, Ihr werdet das selbst erfahren, wenn Ihr erst länger in Paris seid. Habet die Gnade und entlasset den Mann. Was ich mit Euch zu verhandeln habe, bedarf keines solchen Zeugen.“

„Mit nichten, Herr Kanzler!“ — brach der gerade, offene, ritterliche Sinn des Meisters hervor. — „Den Mann entlasse ich nicht — und Ihr seid mir zur guten Stunde gekommen.“

„Doch bedenket, hoher Herr, der Mann gehöret nicht unter Eure Gerichtsbarkeit; Ihr dürft ihn nur mit Vorwissen unsers allergnädigsten Königs gefangen halten.“

„Ihr habt mich mißverstanden, Herr Kanzler, den Mann will ich nicht gefangen halten, aber — Euch, Herr, Euch, wie den Schröter am Faden.“

„Mich!? Mich wollt Ihr fest halten? den Kanzler des Königs von Frankreich?“

„Bei unsrer lieben Frau! Boulogne, den Staatsmann hätt' ich nicht für so dumm gehalten! Lieber Herr, mit Verlaub, hat Seine Majestät der König von Frankreich noch mehr so gescheute Minister? Ihr denkt wohl, es läge mir an Eurer Person —? Kurzsichtiger, hinterlistiger Kanzler! Dergleichen Stoken, wie Ihr seid, kann ich aus meinen geringsten Knechten schnitzen — Doch Rede sollt Ihr mir stehen, warum, weshalb Ihr diesen Waffenschmied in gerichtlicher Form vernommen? in Betreff des Tempelherrenordens vernommen?“

Wenn auch die letzte Eröffnung des Meisters den Kanzler gar sehr überraschte, so war er doch Hofmann genug, um sein ganzes Empfinden nicht zur Schau zu tragen. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Hinterlistige, Betrüger, Bösewichter zum Troß ihre Zuflucht nehmen, mit der ungeheuersten Frechheit den Anstrich der beleidigten Unschuld zu erhalten suchen, wenn sie sich

auf eine Stufe geführt sehen, die entweder zum Verderben führt, oder, während sie sich auf demselben erhalten, den Glorienschein des Rechtes um sich verbreitet sehen. So Wilhelm von Nogaret, und der mächtigen königlichen Stütze sich bewußt, stellte er sich gekränkt, machte dem Meister Vorwürfe, daß er so gerade hin auf das Wort eines durch den Zufall begünstigten Waffenschmiedes den Kanzler so schnöde behandelte.

„Ich werde mich bei dem Gerichtshof beklagen“ — verfolgte er sich am Schluß dieser Worte — „der mächtig genug ist, die treuen Diener des allerchristlichsten Königs gegen die Unbill des übermüthigsten Orden zu schützen. Ich werde mich Seiner Majestät zu Füßen werfen. Nichts anderes will ich von ihm heischen, als Recht gegen Euch.“

„Sorge nicht, Wilhelm von Nogareto“ — rief ihm der Meister nach — „Recht soll Dir werden — geschworen sei es bei unsrer lieben Frau!“

Zwölftes Kapitel.

Durch die nächtliche Stille, wie man sie in Paris gewohnt, wenn ein Tag von dem andern scheidet, drang der heisere Gesang wilder Zecher. Ein nicht unscheinbares Haus war der Sitz der Freude. Und wie sie hier versammelt waren in dem dunstigen Gemache, von einer flackernden Ampel erhellt, so hätte man muthmaassen können, daß die vier Zecher die Zeit mit dem Genusse verdoppeln wollten, denn Zug um Zug leerte Einer wie der Andere den großen Becher, welchen er mit der rechten Hand stets fest hielt; die linke ruhte an dem Griff einer riesigen Kanne, aus welcher dem Becher stets neue Nahrung zuströmte. Jeder von den vier Männern hatte eine Seite des Tisches eingenommen. Da saß denn der Prior von Mont-

faucon seinem Freunde Rosso Dei gegenüber; ihre Gesellschafter waren Guillaume Pisdoue und Rene Bourdon, zwei von des Königs Dienern, welche stets um ihn selbst beschäftigt waren, und seine Geheimschreiber vorstellten. Wie es mit dem Waffenschmied von Beziers ergangen, so erging es auch hier; nur in vergrößertem Maaßstabe, der geistigen Ueberlegenheit der beiden Abtrünnigen zufolge. Von des Königs Gelde wurde geschwelgt, seine köstlichsten Weine dienten nur dazu, den Prior und den Italiener in einem steten Taumel zu erhalten. Die Gesellschaft der beiden königlichen Diener war das beste Mittel die Berräther von jedem andern Umgange zurückzuhalten. Und so ging es denn in Sauf und Braus, bis die erschöpften Lebensgeister den Dienst aufkündigten; gänzliche Trunkenheit die Säufer zu Boden warf. Daß hier zuweilen die Vorsicht aus den Augen gesetzt wurde, das war keinem Zweifel unterworfen; manches allzurasche Wort flog über die dienstwilligen Lippen, nur allzutreue Verkündiger der Herzensmeinung, wenn der Wein seine Herrschaft geltend macht. Heute überschritt die Lust der Trunkenbolde alle Grenzen der Vorsicht; ihr Gesang konnte

füglich ein rohes Brüllen genannt werden. Die Worte des Liedes mußten anderen Worten weichen, entnommen aus dem Haß gegen den Orden der Tempelherren. Jeder prüfte seinen Witz an diesem Gegenstand, und wußte vielleicht selbst nicht, wie große Schmach er über den Orden daherstieß. Sich selbst priesen Noffo Dei und der Prior als die Rächer des christlichen Glaubens, der so fürchterlich verhöhnt worden. Zu jeden Strophen, welchen Einer oder der Andere sang, gaben die übrigen Drei den Chor ab, dessen Text aus einer Lobpreisung des Königs bestand. Jetzt eben sang der Prior:

„Saufet, Brüder!
Singet Lieder!
Tempelherren sind bei Euch.
Was geblieben?
Saufen, Lieben,
Von dem Tempelherrenreich.“

Und der Chor hängt die Strophen daran:

„Doch der Kirche bester Sohn
Rächend wahren Glaubenshohn,
Schwingt die Faust zur Strafe schon.“

Auf diese Weise hatte der Rundgesang schon ziemlich lange gedauert, da plötzlich erschienen zwei fremde Gestalten, unerwartet, und die Zehenden erschreckend. Sie waren der Dauphin von Au-

vergne und Montroyal. Der Abtrünnigen und der königlichen Diener Blicke hafteten im verschiedensten Ausdruck auf den beiden kräftigen Rittern, die, mit Schwert und Dolch bewaffnet, mehr als dreißt nahe zu den Zechenden hingetreten waren. Der Prior war der erste, welcher der Rede wieder mächtig wurde, und fragte trozig: „Was führt Euch her, Ihr Ritter vom Tempel? Was untersteht Ihr Euch unsere gute Gesellschaft so zudringlich zu stören? Wie mögt Ihr Euch unterfangen, als ungeladene Gäste, in ein fremdes Haus zu bringen? Ich denke in Paris wird man sicher sein vor dem Uebermuth des Ordens!“

„Schweiget, Prior von Montfaucon!“ — hinderte Montroyal die ferneren Worte desselben. — „Das Fragen ist an uns — Ihr und Rosso Dei sollt uns Rede stehen.“

„Bei'm Teufel! Ihr sprecht verb!“ — entgegnete der Prior, mit Mühe sich vom Sitz erhebend. — „Ich soll Euch Rede stehen? Ich soll Euch Rede stehen?! Bedenket, Herr, daß wir in Paris sind, nicht in Jerusalem oder auf Cypren. Des Königs Gnade schützt —“

„Keinen Verräther.“

„Ha! Das Wort —“

„Paßt für Euch! Betrüger seid Ihr, Abtrünnige des Ordens, die sich mästen von den Früchten des Verraths; die da schwelgen von der traurigen Erkenntlichkeit eines betrogenen Königs. Wir sind nicht hierher gekommen, um zur Kurzweil Euch zu sagen, was Ihr seid; nein, nein! Der Rache des Ordens seid Ihr verfallen in dieser Mitternacht! Und folget Ihr nicht willig hin zum Tempel, so röthet Euer verbrecherisches Blut diesen Boden!“

Montroyals Bewegung entblößte nicht sowohl sein eigenes Schwert, sondern auch das des Dauphins entzog der Scheide. Die Flamme der Ampel spiegelte sich in dem hellen Stahl, der tödtlich den beiden Abtrünnigen drohte. Auf flogen die königlichen Diener, auf flog Rosso Dei, um sich weit genug vor den beiden Rittern zurückzuziehen; nur der Prior hielt Stand, und mit aller Kälte eines Ruchlosen setzte er Montroyal die Worte entgegen: „Meiner Treu! das ist ein ritterliches, ebeles Betragen! Wehrlose überfallen in der

Stunde unschuldiger Lust und Freude — Ei, sagt mir doch, Herr, welcher Meister Euch solches gelehrt?“

„Welcher Meister, Du sündiger Hund! Dein Mund ist nicht werth nur eine Sylbe seines Namens auszusprechen; Dein Ohr zu schlecht, aus meinem Munde seinen Namen zu hören. — Und nun von dannen, oder ich renne Dich durch und durch!“

Da reckte sich der Prior hoch und drohend empor, und donnerte ihm die Worte zu: „Wag' es, Tempelherr, Hand an einen Christen zu legen! — Kennst Du die Regel nicht? Wisse denn, daß ich mit der Kirche ausgesöhnt und Christ wieder bin, gleich Dir! — Sieh doch, wie Du das Schwert wieder sinken läßt — Thoren seid Ihr, daß Ihr Euch Tempelherren schimpfen lasset und erbärmliche Knechte der Regel seid. Geht nach Haus, sagt Eurem Meister, mit roher Gewalt ließe sich in Frankreichs Hauptstadt nichts ausrichten; König Philipp sei Herr in Paris; was sich zum Orden auch bekennen möge, Knechte sind sie Alle, gleich uns.“

Der Dauphin folgte Montroyals Beispiel. Der unterdrückte Zorn begleitete die Beiden durch die Thür, und überdies noch der höhnische Gesang:

„Saufet, Brüder!
Singet Lieder!
Tempelherren sind bei Euch.
Was gebt ihnen?
Saufen, Lieben,
Von dem Tempelherrenreich.“

Ende des zweiten Bandes.